

BERICHT
aus dem
PSYCHOLOGISCHEN INSTITUT
DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG

Diskussionspapier Nr. 30

November 1982

DIALOGISCHE FORSCHUNGSMETHODEN

von

J Ö R G S O M M E R

Zusammenfassung

Wissenschaft kann auf zwei Wegen gesellschaftlich wirksam werden: Entweder, sie findet Eingang in Maßnahmen gesellschaftlicher Institutionen; oder sie kann beim (individuellen oder kollektiven) Handeln von Personen genutzt werden. Für die erste Form benötigt man vorwiegend nomothetisches Wissen in der Form allgemeiner Wenn-Dann-Aussagen: Wenn eine Maßnahme X getroffen wird, dann hat das die Konsequenzen Y. Im Fall einer nomothetischen Psychologie geht es insbesondere um Verhaltens-Konsequenzen.

Für das Handeln kann eine dialogische Psychologie nützlich sein, deren zentrale Methode der Dialog zwischen Forscher und erforschter Person ist. Der Dialog ist dabei nicht Gegenstand, sondern Mittel der Forschung. Ziel ist die Beschreibung von Einzelfällen - weniger in ihrer Zuständlichkeit, sondern eher in ihrer Entwicklung: Anstatt etwas festzustellen, wird es freigelassen.

Gesellschaftlich wirksam werden solche Einzelfallbeschreibungen durch ihre populärwissenschaftliche Darstellung und Verbreitung. Sie können handelnde Personen ermutigen, über Udenkbares und Verbotenes nachzudenken, sie geben ihnen Begriffe, um Unsagbares auszusprechen und Grenzen zu überschreiten, von denen sie sich bisher haben einschüchtern lassen. Einzelfalldarstellungen können aber auch Zweifel wecken an bisherigen Denkgewohnheiten und Unsicherheit auf den üblichen Wegen der Realisation; sie können das Gewohnte und Sichere in neuem Licht erscheinen lassen, ihm das Fundament entziehen, Erschrecken auslösen. Selten sagen Einzelfalldarstellungen einem anderen, wie er handeln sollte; häufiger machen sie ihn darauf aufmerksam, wie er nicht handeln sollte oder wie er handeln könnte.

I n h a l t (Grobgliederung)

1. Wissenschaftstheoretische Überlegungen	2
1.1 Psychologie heute: Kritik ohne Folgen	2
1.2 Normative Finalisierung	6
1.3 Psychologie und gesellschaftlicher Wandel	9
2. Erkenntnistheoretische Grundlagen	19
2.1 Epistemologische Objekttheorien	19
2.2 Einige Aspekte einer epistemologischen Metatheorie	44
3. Spezielle dialogische Forschungsmethoden	68
3.1 Dialogische Phänomenologie	68
3.2 Dialogische Hermeneutik	91
4. Allgemeine Fragen dialogischer Forschung	119
4.1 Ein Stufenmodell zum Auffinden von Forschungspartnern	119
4.2 Auswertung und Darstellung der Ergebnisse	121
Literatur	129

(ausführliches Inhaltsverzeichnis am Schluß)

1. Wissenschaftstheoretische Überlegungen

1.1 Psychologie heute: Kritik ohne Folgen

Wieder einmal befindet sich die akademische Psychologie in einer Krise. Die Stimmen mehren sich, die einen radikalen Wandel dieser Wissenschaft fordern - "Paradigmawechsel" heißt es heute. Und wieder einmal zeigt diese Wissenschaft einen bemerkenswerten Widerstand gegen grundlegende Neuerungen. Zwar möchten sich immer weniger Psychologen als "Behavioristen" oder "Neobehavioristen" bezeichnen; aber ihre Forschung folgt nach wie vor der Logik dieser Wissenschaftskonzeption. Zwar ist von einer "kognitiven Wende" die Rede, aber immer noch wird die "Versuchsperson" wie ein Gegenstand der Natur behandelt, der sich experimentellen Bedingungen oder standardisierten Befragungsritualen unterwerfen muß.

Also wieder einmal eine Krise, die vorübergehen wird wie die früheren? Ich glaube es nicht. Denn eines ist neu an dieser Krise: Den Vertretern der herrschenden Wissenschaftsauffassung fehlt es an kraftvollen und überzeugenden Perspektiven zum weiteren Ausbau ihrer Position. Konnte BÜHLER (1927, 1) noch von einer "Aufbaukrise" sprechen, die durch einen "rasch erworbenen und noch unbewältigten Reichtum an Gedanken, neuen Ansätzen und Forschungsmöglichkeiten" ausgelöst wurde, deuten die Zeichen heute eher auf eine "Zerfallskrise". Die fehlende Überzeugung der Wissenschaftler von ihrem eigenen Tun, der Sarkasmus, mit dem sie ihren eigenen Ergebnissen gegenüberstehen, die sie nur noch "just for fun" produziert haben (ARONSON & CARLSMITH 1968) oder um ihre Karriere zu sichern, steht heute in einem eigenartigen Kontrast zu der Begeisterung und dem Optimismus BÜHLERS (1927, 1): "Das Ausholen zu einem umfassenden Gemeinschaftswerke" ließe "Großes von der Zukunft erwarten", wenn es nur gelänge, "Konkordanz herzustellen".

Auch die Krise, von der Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre die Rede war, ist mit der heutigen nicht vergleichbar. Denn damals war "Konkordanz" hergestellt, aber nicht so, wie es sich BÜHLER vorgestellt hatte. Während des zweiten Weltkrieges hatte sich der amerikanische Neobehaviorismus stürmisch weiterentwickelt, während im deutschen Faschismus die Tradition der europäischen Psychologie zerschlagen worden war. Es kam in den Jahren nach dem Kriege zu einem, wie ROHRACHER es 1963 nannte "fast überschwemmungsartigen Einströmen amerikanischer Einflüsse".

se in das psychologische Denken", sodaß sich WELLEK (1959) zu der Warnung veranlaßt sah: "Wir - oder jedenfalls die Pseudo-amerikaner unter uns, die den Konflikt verschärfen - werden uns in acht nehmen müssen, daß wir nicht schließlich als letzte mit dem Credo eines vermeintlichen Amerikanismus auf dem Plan bleiben, von dem die Amerikaner selbst abzurücken beginnen" (28). Aber es fehlte an überzeugenden Ideen, die diesen mächtig aufblühenden Neobehaviorismus mit den klassischen Naturwissenschaften als Paradigma auch nur annähernd ebenbürtig gewesen wären. WELLEK selbst hatte 1959 nichts anderes zu bieten als eine unverhohlene Bewunderung der Psychologie im deutschen Faschismus: Wir sollten zu "dem Stande zurückkehren, den wir schon während des zweiten Weltkrieges erreicht hatten: Den Zustand einer disziplinierten Freiheit" (29). Auch die Wiederbelebung der phänomenologischen Denktradition - die Neuauflage der Werke von HUSSERL 1962 - 63, der Versuch GOTTSCHALDTs, nach seiner Übersiedelung von Ostberlin in die Bundesrepublik die phänomenologische Forschungsmethodik der einst weltberühmten "Berliner Schule" weiterzuführen, die Arbeiten von GRAUMANN (z.B. 1960) - konnten an der Vorherrschaft des behavioristischen Paradigmas und der einheitlichen Ausrichtung der an den psychologischen Instituten faktisch betriebenen Ausbildung in experimenteller Psychologie und der Inferenzstatistik als "Rückgrat" der Methodik nichts ändern. In weiten Kreisen der "scientific community" war der Glaube an die Möglichkeiten einer allgemeinen Quantifizierung und Mathematisierung der Psychologie ungebrochen. Endlich schien das Ziel in greifbare Nähe gerückt, im Kreis der klassischen Naturwissenschaften ernst genommen zu werden. Nicht wenige psychologische Institute versuchten damals, in die naturwissenschaftliche Fakultät überzuwechseln, und einigen gelang dies auch.

Jetzt aber beginnt der Glaube an die Naturwissenschaften abzubrockeln. Es wird immer deutlicher, daß die Versuche, die Natur zu kontrollieren und nutzbar zu machen, auf unüberwindbare Grenzen stoßen und zum Teil schon zu nicht wieder gutzumachenden Schäden geführt haben. Das klassische Ethos der Forscher: "Wir sind nur der Wahrheit, der 'reinen Erkenntnis' verpflichtet; die Politiker, der Staat muß darauf achten, daß Wissenschaft nicht mißbraucht wird" - diese Maxime hat inzwischen zu oft versagt, um noch glaubhaft zu sein. Wir sehen, daß wir auf eine weltweite ökologische Krise zusteuern und daß die Wissenschaftler, so-

fern sie davon überhaupt Kenntnis nehmen, uns bestenfalls exakte Statistiken der überall zunehmenden Krisenindikatoren liefern oder mit Hilfe mathematischer Krisenmodelle und von Großrechenanlagen den Zeitpunkt prognostizieren, wann ein ökologisches System zusammenbricht. Und die sich immer schneller drehende Rüstungsspirale wird durch eine gigantische Kriegsforschung, die als "Verteidigungsforschung" bezeichnet wird, vorangetrieben, während die im Vergleich dazu personell und finanziell kümmerlich ausgestattete Friedensforschung allenfalls die Funktion eines Feigenblattes oder eines Schlafmittels erfüllen kann.

Die herrschende Psychologie hat also in den klassischen Naturwissenschaften kein Vorbild mehr. Sie kann insbesondere den jungen Menschen, die sie zu studieren beginnen, keine Antwort mehr geben auf die Frage nach dem Sinn, nach der gesellschaftlichen Relevanz dieser Wissenschaft. Gleichzeitig treten innere Widersprüche in der Logik dieser Wissenschaft, "Anomalien im Paradigma", immer deutlicher in Erscheinung. Ich kann sie hier nicht im einzelnen ausführen, möchte aber wenigstens die wichtigsten aufzählen und im übrigen auf die Literatur verweisen:

GERGEN 1981; GROEBEN & SCHEELE 1977; MERTENS 1975; MERTENS & FUCHS 1978; OPP 1970; SENDERS 1978; SPRUNG 1979; WOTTAWA 1980.

- multivariater Methodentod: Die Berücksichtigung aller methodenkritischer Befunde und die Vielfalt und Differenziertheit der vorhandenen psychologischen Theorien führt zu Forschungsplänen, die so umfangreich sind, daß die Ergebnisse nicht mehr interpretiert werden können oder daß schon die empirische Forschung selbst nicht mehr durchführbar ist;
- Falsifikationskrise*: Nachdem im kritischen Rationalismus die Verifizierbarkeit von Theorien grundsätzlich bestritten wird, nehmen jetzt auch die Zweifel an ihrer Falsifizierbarkeit zu (Sich-selbst-zerstörende Theorien, Exhaustion);
- Theorienwirrwarr: entsteht dadurch, daß psychologische Theorien nicht falsifiziert und schon gar nicht verifiziert werden können;
- Gegenläufigkeit von innerer und äußerer Gültigkeit;
- Subjektivität der Versuchsperson: Kein Versuchsleiter kann verhindern, daß sie über ihre Rolle nachdenkt, Hypothesen über die Absichten des Versuchsleiters aufstellt, vermutete Ziele der Untersuchung unterstützt oder sabotiert (Reaktanz, Typologie der Versuchsperson, Sozialpsychologie des Experiments).

)* Anders als GROEBEN & SCHEELE (1977, 90 f.), die sich auf KNEBEL (1970) beziehen, verstehe ich unter "Falsifikationskrise" eine Krise der Falsifikation. Dargen wollen die genannten Autoren mit diesem Begriff die Krise einer Theorie bezeichnen, in die sie durch eine Falsifikation geraten ist.

Obwohl also weder die innere Logik der herrschenden Psychologie, noch ihr bisheriger Beitrag zu den drängenden gesellschaftlichen Problemen überzeugend dargelegt werden kann, läuft der Ausbildungsbetrieb an den psychologischen Instituten weiter, als wäre nichts geschehen. Wenn aber die Studenten nicht mehr argumentativ von dem Sinn dessen, was sie da lernen sollen, überzeugt werden können, sind sie nur noch durch Druck zum Studieren zu bewegen - wenn man das Verhalten der Studenten, das unter diesen Bedingungen zustandekommt, überhaupt als "Studieren" bezeichnen kann.

Es ist deshalb wohl kein Zufall, daß mit dem Fortschreiten der Sinnkrise der Naturwissenschaften im allgemeinen und der Psychologie im besonderen die Verschulung und Reglementierung vorangetrieben wird. Insofern ist die Rede von der "herrschenden Psychologie" (vgl. auch GROEBEN & SCHEELE 1977, 42 ff) in mehrfacher Hinsicht gerechtfertigt: Sieht man sich Fachpublikationen - insbesondere über empirische psychologische Untersuchungen - unvoreingenommen an, stößt man hinsichtlich der Methodik auf eine bemerkenswerte Konformität. Es scheint eine Selbstverständlichkeit zu sein, daß man operationalisiert, standardisiert, mißt und statistische Methoden verwendet; und wer keine inferenzstatistischen Verfahren verwendet, muß dann zumindest mit anspruchsvollen deskriptiven Verfahren (z.B. Faktorenanalysen) oder mit einem mathematischen Modell aufwarten können - obwohl diese wechselseitige Kompensation rechnerischer Verfahren forschungslogisch gar nicht begründbar ist. Wer sich nicht an diese Standards hält, geht das Risiko ein, daß seine Publikation nicht angenommen, seine wissenschaftliche Qualifikation in Zweifel gezogen und die berufliche Karriere gefährdet wird. Und diese Karriere wird durch die neuen Universitätsgesetze erzwungen: Qualifizierte Forschung und Lehre, frei von Existenzsorgen (Lebensstellung) können nur noch Professoren machen. Der Rest des wissenschaftlichen Personals hat entweder zeitlich befristete Arbeitsverträge (Assistenten) oder keinen Anspruch auf selbstbestimmte qualifizierte Forschung (wissenschaftliche Mitarbeiter).

Aber "herrschend" ist die naturwissenschaftliche Psychologie auch gegenüber den Studenten. Was sie lernen sollen, wird ihnen durch Studien- und Prüfungsordnungen vorgeschrieben. Soweit diese Instrumente noch Freiräume gelassen haben, werden sie geschlossen durch zwangsverordnete "Basislektüre", Klausuren und Fragenkataloge für die Prüfungen.

Auf diese Weise reproduziert sich diese Art von Psychologie, wie sie heute an fast allen Universitäten bei uns betrieben wird, immer wieder selbst. Aber es ist fraglich, wie lange dieser Leerlauf einer gewaltigen Maschine ohne neue überzeugende Impulse in Gang bleibt. Ich glaube, daß die neuerliche Krise der Psychologie zu einem wirklichen Neubeginn führen wird. Angesichts der weltweiten ökologischen Krise, die bereits voll im Gang ist und angesichts der drohenden atomaren Vernichtung der Menschheit müssen wir uns fragen, ob die Psychologie zur Lösung dieser Probleme überhaupt einen Beitrag liefern kann. Falls nicht, sollten wir uns wichtigeren Aufgaben zuwenden. Oder wir müssen eine neue Psychologie entwickeln, die dieser gesellschaftlichen Lage Rechnung trägt.

1.2 Normative Finalisierung

Die Erscheinung, daß wissenschaftsexterne - vor allem gesellschaftliche, wie die oben genannten - Zwecke zum bewußten Entwicklungsfaden der weiteren Theoriebildung in einer Wissenschaft gemacht werden, haben BÖHME et al. 1973 als "Finalisierung" bezeichnet und am Beispiel des "Lärms" verdeutlicht. Denn Lärm ist kein ursprünglich physikalisches (wissenschaftsinternes) Phänomen wie etwa der Schall. Interessant wird Lärm als Forschungsgegenstand erst dadurch, daß er im alltäglichen Leben störend in Erscheinung tritt. Gesellschaftliches, und nicht etwa das "reine" Erkenntnisinteresse des Physikers führten zur Entwicklung von Theorien über den Lärm (Lärmausbreitung, Lärmabsorption usw.). Das paßt nicht in das klassische Konzept der Aufteilung wissenschaftlichen Handelns in Grundlagen- und angewandte Forschung. Denn danach werden Theorien in der "zweckfreien" Grundlagenforschung entwickelt bzw. überprüft und es kann sich dann später ergeben (oder auch nicht), daß sie in der angewandten Forschung brauchbar sind. Sicher gehen auch viele Erkenntnisse und theoretische Konstrukte aus der Grundlagenforschung in die Lärmtheorien mit ein; gleichwohl hätten sie aber ohne die genannten "externen Zwecke" nicht entstehen können.

Auch in der Psychologie finden sich Beispiele derartiger Entwicklungen. Die klassische Aufteilung in Grundlagen- und angewandte Forschung zeigt sich bei der Gestaltung von Straßen (Kreuzungen, Abzweigungen) nach wahrnehmungspsychologischen Gesichtspunkten. Die hierbei verwendeten Theorien und hypothetischen Kon-

strukture (z.B. Gestaltprinzipien, vgl. etwa BURKARDT 1965) stammen aus der Grundlagenforschung, die weitgehend unabhängig von praktischen Anwendungsmöglichkeiten betrieben wurde. Dagegen sind Theorien über die Arbeitszufriedenheit (z.B. von HERZBERG 1966) von Anfang an auf wissenschaftsexterne Zwecke (hier: die Personalführung und Arbeitsgestaltung in der Industrie) ausgerichtet gewesen und insofern ein Beispiel der Finalisierung.

Gegen eine breitere Anwendung des Finalisierungskonzepts auf die Psychologie läßt sich einwenden, daß diese Wissenschaft noch nicht jenes "postparadigmatische Stadium" erreicht hat, das BÖHME et al. (1973, 1978) und SCHÄFER (1978) als Voraussetzung der Finalisierbarkeit einer Wissenschaft betrachten. "Postparadigmatisch" heißt, daß eine Wissenschaftsdisziplin über einen Bestand an gesicherten - oder, in den Denkkategorien des kritischen Rationalismus - bisher nicht widerlegten, jedenfalls zumindest gegenwärtig allgemein anerkannter Theorien verfügt. Davon ist die Psychologie in der Tat weit entfernt und es mehren sich die Bedenken, daß sie diesen Zustand jemals erreichen wird (vgl. MERTENS & FUCHS 1978). Einige Ausnahmen davon finden sich lediglich in den Bereichen menschlichen Erlebens und Verhaltens, die eng mit physiologischen Vorgängen verknüpft sind, wie z.B. elementare Sinnesfunktionen (Sehschärfe, Hörschwelle u.ä.) und der Sexualität. Dieses letztere Beispiel ist aber gleich wieder insofern zu relativieren, als sexuelle Phänomene umso interessanter für die Psychologie und gesellschaftlich relevanter werden, je weiter sie sich von der physiologischen Determination entfernen und je stärker sie unter kulturellen Einflüssen stehen (Homo-, Heterosexualität, Sexismus u.ä.).

Um das Finalisierungskonzept trotz der fehlenden theoretischen Reife der Psychologie zu verwenden, müssen wir für die Psychologie einen Sonderstatus beanspruchen, und das können wir, weil sie - gemeinsam mit einigen anderen Humanwissenschaften - einen Forschungs-"Gegenstand" hat, der, anders als in den Naturwissenschaften, über die Forschungssituation selbst nachdenken, eigene Theorien entwickeln, seine Situation planvoll verändern und die Gesetzmäßigkeiten, die in der Forschung gefunden werden, wenigstens zum Teil selbst außer Kraft setzen kann. Dieses reflexive Subjektmodell ist ja auch gerade einer der Gründe für die Zweifel an der Erreichbarkeit theoretischer Reife in der Psychologie.

Die Situation der Psychologie stellt sich aber sofort ganz anders dar, wenn wir sie von der metatheoretischen Ebene aus betrachten. Wie wir vorn schon in anderem Zusammenhang ausgeführt haben, hat ja der Sieg des (Neo-) Behaviorismus zu einer bemerkenswerten Geschlossenheit der Theorie der Methodik, also der Methodologie geführt, die erst seit etwa zehn Jahren wieder abzubröckeln beginnt.

Das zerfallende Paradigma hat eine vereinheitlichende Wirkung auf neu entstehende Wissenschaftskonzeptionen, weil sie zunächst als Antithese formuliert werden. Es ist sehr fraglich, ob ein "reflexives Subjektmodell" ohne den Hintergrund eines behavioralen Subjektmodells so deutliche Konturen angenommen und so explizit hätte formuliert werden können (vgl. z.B. GROEBEN & SCHEELE 1977, 22 - 25). Insoweit erscheint also die Annahme gerechtfertigt, daß die frühere metatheoretische Geschlossenheit des zerfallenden Paradigmas zu einer Geschlossenheit des neu entstehenden beiträgt, sodaß uns eine naturwüchsige, "darwinistische" Phase der künftigen Wissenschaftsentwicklung (SCHÄFER 1978) erspart bleibt.

Diese Erwartung kann zusätzlich auch durch die Einheitlichkeit der externen Zwecke gestützt werden. Die gesellschaftlichen Probleme spitzen sich nämlich immer mehr auf einen Punkt zu: Es droht die Selbstvernichtung der Menschheit. Die Abwendung dieser Gefahr kann in gemeinsamer Anstrengung der Wissenschaften erreicht werden und sie wird auch eine einheitliche Ausrichtung neuer Ansätze in der Psychologie befördern.

Die Finalisierung der Psychologie kann somit darin bestehen, daß wir wissenschaftsexterne Zwecke - den Versuch, die Selbstvernichtung der Menschheit zu verhindern - zum Leitfaden der Entwicklung der Theorie einer neuen Methodik machen. In Abwandlung bzw. Weiterentwicklung der Position von BÖHME et al. erfolgt diese Art der Finalisierung auf metatheoretischer anstatt auf objekttheoretischer Ebene und aufgrund etwas anderer historischer Voraussetzungen als bei den von BÖHME et al. hauptsächlich untersuchten Naturwissenschaften.

Der Versuch, die Selbstvernichtung der Menschheit aufzuhalten, kann als "verallgemeinerungsfähiges Interesse" der Gesellschaft betrachtet werden. Wenn wir dieses Ziel als Leitfaden zur Theo-

rieentwicklung wählen, können wir deshalb von einer "normativen Finalisierung" (SCHAFER 1978) sprechen. Finalisierung schlechthin kann nämlich auch auf partikulare, also nicht verallgemeinerungsfähige gesellschaftliche Interessen gerichtet sein und u.U. auch nicht-emanzipatorische, herrschaftsstabilisierende Funktionen übernehmen (BÖHME et al. 1973).

Daß wir eine normative Finalisierung auf metatheoretischer anstatt auf objekttheoretischer Ebene vorschlagen, hat einen weiteren, ebenfalls spezifisch sozialwissenschaftlichen Hintergrund: Die Menschen, mit denen wir es als Forscher zu tun haben, wehren sich in der Regel gegen eine Klassifizierung als erziehung-, therapie- oder emanzipationsbedürftige Personen. Selbst wenn die Effekte, die wir in dialogischer Forschung erwarten, die Bezeichnung "therapeutisch" oder "emanzipatorisch" verdienen, können sie nur erbracht werden - das hat MENNE (1976) herausgearbeitet - "unter der Bedingung, eben n i c h t therapeutisch wirksam sein zu wollen"; und auch die "theoretisch als emanzipatorisch wirksam rekonstruierbare Handlung kann praktisch nicht in der Absicht, eine solche emanzipatorisch wirksame Handlung zu erzielen, vollzogen werden. Deshalb muß gehandelt werden, wie 'eh und je' ...". Es ist also nicht so, daß der Sozialforscher seine therapeutischen und emanzipatorischen Ziele nur versteckt, um sie unbemerkt von den erforschten Personen auf diese anzuwenden; sondern er gibt sie a l s A b s i c h t e n auf und handelt im Vertrauen auf ein reflexives Subjekt, das sich potentiell selbst, auch ohne Zutun des Wissenschaftlers, realisieren kann. Es handelt sich - so können wir mit HABERMAS (1971) formulieren - um eine (ggf. auch "kontrafaktische") Unterstellung, die a l s U n t e r s t e l l u n g wirksam ist. Ich kann einen Menschen z.B. zu einem vernünftigen Wesen erziehen wollen. Dann trete ich ihm mit einer Absicht entgegen. Ich kann ihn auch einfach als vernünftig behandeln, auch wenn er gelegentlich faktisch nicht vernünftig ist. Dann basiert unsere Interaktion auf einer (ggf. auch kontrafaktischen) U n t e r s t e l l u n g .

Wenn aber therapeutische und emanzipatorische Ziele nicht mehr als Absicht das Handeln des Forschers bestimmen, dürfen und können sie auch nicht Bestandteil der Theorie seiner Methode, also der Methodologie sein. Sie legitimieren vielmehr die

Methodologie als Ganzes, sie geraten erst in den Blick, wenn man über die Methodologie redet. Dies berechtigt uns, die genannten Ziele auf einer Metaebene anzusiedeln.

Exkurs: Das Menschenbild in der herrschenden Psychologie.

Ich möchte hier die These vertreten, daß Menschenbilder in den Sozialwissenschaften schon immer einer metatheoretischen Ebene angehört haben. Auch der Experimentalpsychologe hat nämlich nie in der Absicht gehandelt, seine Vp auf ein Reiz-Reaktions-Modell zu reduzieren; er hat vielmehr unterstellt, daß sich auf der Grundlage dieses Modells eine sinnvolle psychologische Forschung betreiben ließe. Deshalb sind diese Kollegen so empört, wenn man ihnen vorwirft, sie degradierten (sozusagen absichtlich) ihre Vpn zu Objekten, die sich den experimentell gesetzten Bedingungen bedingungslos zu unterwerfen hätten - auch wenn diese Situation tatsächlich in den Experimenten hergestellt wird. Würden diese Psychologen mit Absicht so handeln, kämen vermutlich die "Verabredungen" mit ihren Vpn als notwendige Voraussetzung der experimentellen Forschung (HOLZKAMP 1972, 35 - 74) gar nicht zustande. Ein Vorwurf kann diesen Sozialwissenschaftlern nur insoweit gemacht werden, als sie nicht über ihre Methodologie nachdenken (dann erst würden sie auf ihr Menschenbild aufmerksam werden), sondern immer nur nach weiteren Verfeinerungen und Ausdifferenzierungen innerhalb dieser Methodologie gesucht haben.

1.3 Psychologie und gesellschaftlicher Wandel

Die weltweite ökologische Krise und der Hunger in vielen Ländern der dritten Welt verlangen tiefgreifende Änderungen des Konsumverhaltens und der Produktionsmethoden; die Bevölkerungsexplosion kann nur durch andere sexuelle Praktiken gestoppt werden, die ihrerseits Änderungen in anderen Lebensbereichen (z.B. Alterssicherung anders als durch Kinderreichtum) voraussetzen. Lediglich hinsichtlich der Abwendung eines dritten Weltkrieges besteht noch Uneinigkeit, ob auch hier ein grundlegender gesellschaftlicher Wandel erforderlich ist (z.B. zunehmende Verweigerung des Kriegsdienstes und der Rüstungsproduktion durch die Betroffenen selbst, Abbau von Aggressionen und Feindbildern, Aufgeben der expansiven Wirtschaftspolitik), oder ob man sich weiterhin auf Maßnahmen staatlicher Institutionen verlassen kann (Aufrechterhalten des "Gleichgewichts des Schreckens" durch weitere Rüstung, Abrüstungsverhandlungen).

1.3.1 Gesellschaftlicher Wandel durch Maßnahmen oder Tätigkeiten?

Gesellschaftlicher Wandel kann grundsätzlich auf zwei Weisen zustandekommen: Durch **M a ß n a h m e n** gesellschaftlicher Institutionen (militärische, politische, wirtschaftliche, juristische oder administrative) auf der einen Seite und durch die **T ä t i g k e i t e n** der Individuen einer Gesellschaft (individuelle oder kollektive) auf der anderen Seite. Maßnahmen stellen freilich auch Tätigkeiten (im weiteren Sinne) von Institutionen dar; als wichtigen Unterschied zwischen den beiden Begriffen möchte ich jedoch hervorheben, daß Tätigkeiten primär die **e i g e n e** Lebenspraxis betreffen und erst sekundär auch die gesellschaftliche Realität für andere ändern kann (aber nicht muß), während Maßnahmen grundsätzlich auf eine Änderung der ge-

gesellschaftlichen Realität (auch oder nur) für A n d e r e abzielen. Deshalb schließen Maßnahmen immer auch die Gefahr der (unmittelbaren oder strukturellen) Gewalt ein, während diese Gefahr bei Tätigkeiten nicht grundsätzlich, sondern nur der Möglichkeit nach gegeben ist.

Das wäre bereits ein Grund, die normative Finalisierung der Psychologie stärker an dem Konzept der Tätigkeit und weniger an Maßnahmen (Institutionenberatung) zu orientieren. Für diese Orientierung der Psychologie ergeben sich bei näherem Zusehen aber noch einige weitere Gründe.

Maßnahmen haben sich nämlich in den letzten Jahrzehnten offensichtlich als ungeeignet erwiesen, die weltweite ökologische Krise aufzuhalten und uns der Abrüstung und damit dem Frieden näher zu bringen. Auch wachsen angesichts der Staatsverdrossenheit und politischen Verblödung weiter Kreise der Bevölkerung die Zweifel an der Funktionsfähigkeit der repräsentativen Demokratie als Staatsform der westlichen Industrienationen. Notwendige Voraussetzung hierfür wäre ja eine wirklich kritische Prüfung der zu wählenden Vertreter durch das Volk, die Artikulation eines eindeutigen "Wählerwillens", der mehr sein muß als die Ansammlung einiger Plattitüden und Wahlslogans und auch die dauernde Kontrolle des Handelns der gewählten Repräsentanten durch das Volk. Da diese Voraussetzungen nicht oder nur zum Teil gegeben sind, wächst die Gefahr, daß die Maßnahmen einer unter diesen Umständen zustande gekommenen Regierung an den verallgemeinerungsfähigen Interessen der Bevölkerung vorbeigehen und deshalb für eine normative Finalisierung der Psychologie nicht infragekommen, gerade auch dann, wenn man an dem Erhalt dieser Staatsform interessiert ist.

Weitere Argumente für die Unterstützung des individuellen oder kollektiven Handelns als externes Ziel für eine normative Finalisierung der Psychologie ergeben sich, wenn wir die Zusammenhänge zwischen den beiden Möglichkeiten gesellschaftlichen Wandels (Maßnahmen und Tätigkeiten) und der psychologischen Methodik untersuchen. Dazu müssen wir aber vorher das Phänomen der Tätigkeit einer genaueren Analyse unterziehen.

1.3.2 Aktive und reaktive Tätigkeit: Handlung und Reaktion

"Im allgemeinsten Sinne bezeichnet das Wort 'Tätigkeit' das Funktionieren irgendeines Systems, genauer das wirkliche Verhalten eines technischen, organischen oder auch gesellschaftlichen Systems (in diesem Sinne spricht man von Herz-'Tätigkeit', von der Tätigkeit einer Maschine ...)" (KLAUS & BUHR 1972, 1065). Auf der Grundlage dieser allgemeinen Definition kann man sich ein Kontinuum von Tätigkeiten vorstellen, dessen einer Pol gebildet wird durch Handlungen und der andere durch bloße Reaktionen. Das Kriterium, nach dem dieses Kontinuum geordnet wird, ist das Verhältnis von Innen- und Außensteuerung eines Systems, also die Frage, ob die betr. Tätigkeit nur als Reaktion auf äußere Reize (Bedingungen) zu betrachten ist oder aktiv, spontan, im Extremfall auch kreativ erzeugt wird. In der Regel wächst mit dem Anteil der Innensteuerung auch die Komplexität, Flexibilität und Individualität der Tätigkeit. Wenn alle diese Merkmale ein gewisses Ausmaß erreicht bzw. überschritten haben, sind die betr. Tätigkeiten nur noch durch bewußte kognitive Planung zu gestalten, was wiederum voraussetzt, daß diese Tätigkeit bewußt auf ein Ziel ausgerichtet wird. Es tritt also an diesem Punkt unseres Kontinuums eine neue Qualität zu den oben genannten allgemeinen Merkmalen der Tätigkeit hinzu, nämlich das Bewußtsein. Von da an kann Tätigkeit als Handlung bezeichnet werden: "Unter Handeln .. (sind) Operationen einzelner oder kollektiv zusammenwirkender Menschen zu verstehen, die irgendwelche Zustände transformieren", wobei diese Menschen "bewußt, zielgerichtet und zweckmäßig vorgehen" und die Möglichkeit besteht, bestimmte Operationen aus einem Feld mehrerer möglicher Operationen nach vorgefaßten Zwecken und nach einer vorgefaßten finalen Konzeption auszuwählen und zu verknüpfen" (KLAUS & BUHR 1972, 470). Die Auswahl der Operationen und Ziele erfolgt nach kognitiven und/oder ästhetischen und /oder moralischen Normen (GRAUMANN 1965).

Handlungen sind also spezifisch menschliche Tätigkeiten (allenfalls in ersten Ansätzen noch bei den Primaten zu vermuten), während wir, je stärker wir uns dem anderen Ende des Kontinuums nähern, auf einen immer größeren Kreis von Organismen verallgemeinern können und schließlich auch auf Tätigkeiten treffen, die von nicht-organischen Systemen (Maschinen) ausgeführt werden können.

Für den Bereich der Psychologie verwende ich die Begriffe "Reaktion" und "Verhalten" synonym. Obwohl in der naturwissenschaftlich ausgerichteten Psychologie der Begriff "Verhalten" inzwischen auch für sehr komplexe Tätigkeiten verwendet wird, und insoweit die ursprüngliche Position des Behaviorismus aufgeweicht wurde (vgl. GRAUMANN 1979), sind Tätigkeiten jedenfalls im Rahmen der herrschenden Methodenlehre nur insoweit empirisch faßbar, als sie nach wie vor dem Reiz-Reaktions-Modell (S-R, S-O-R oder S-O-R-K-C-Modell) genügen. Insofern erscheint mir die Gleichsetzung von "Reaktion" und "Verhalten" gerechtfertigt.

1.3.3 Maßnahmen sollen Reaktionen auslösen oder Handeln verhindern

Tätigkeiten als beabsichtigte Folge von Maßnahmen sind reaktive Tätigkeiten, also Reaktionen. Ist das eine tautologische Feststellung, die sich allein aus der Art unserer Begriffsbestimmungen ergibt oder hat sie auch einen empirischen Gehalt, den es zu belegen gilt? Zur Beantwortung müssen wir uns fragen, ob Maßnahmen auch Handlungen beabsichtigen können. Zu denken wäre da etwa an Maßnahmen, die eine kreative Freizeitgestaltung zum Ziel haben, z.B. die Einrichtung eines Kommunikationszentrums mit Bibliotheken, Versammlungsräumen und Werkstätten. Baut dann z.B. eine Arbeitsgruppe, die sich in diesem Zentrum gebildet hat, ein Segelboot, kann man das zweifellos als Handlung bezeichnen. Die Maßnahme hat diese Handlung zwar nicht unmittelbar intendiert, aber sie hat sie immerhin ermöglicht. Wir haben hier das Beispiel einer speziellen Teilmenge von Maßnahmen vor uns; sie bestehen - allgemein formuliert - darin, handlungsfördernde Institutionen zu schaffen. Daneben gibt es natürlich auch Maßnahmen (z.B. der Bau eines Gefängnisses), die vorwiegend auf Reaktionen und weniger auf Handlungen abzielen. Solche "manipulativen" Institutionen bilden den einen Pol eines Kontinuums, das ILLICH (1973, 63 - 74) vorgeschlagen hat, um Institutionen zu ordnen. Institutionen, die wir oben als "handlungsfördernd" bezeichnet hatten, heißen bei ihm "gesellig".

Eine andere Teilmenge von Maßnahmen hat den Zweck, Handlungen zu verhindern. Beispiele sind die Gesetzgebung, die Strafverfolgung und die Kriminalprävention, die kriminelle Handlungen verhindern sollen. Das geschieht in der Regel dadurch, eine oder

einige der notwendigen Voraussetzung(en) krimineller Handlungen zu beseitigen.

Zusammenfassend können wir sagen, daß Maßnahmen vorzugsweise auf Reaktionen abzielen. Soweit Handlungen intendiert sind, liegen entweder Maßnahmen vor, die in der Herstellung einer handlungsfördernden (geselligen) Institution bestehen, oder Maßnahmen, die bestimmte Handlungen verhindern sollen (Präventivmaßnahmen). In beiden Fällen genügt meist die Kenntnis einer oder einiger der notwendigen Voraussetzung(en) für bestimmte Handlungen, die dann entweder hergestellt oder eliminiert werden.

1.3.4 Welche Psychologie für welche gesellschaftliche Praxis?

Im Anschluß an die Überlegungen und Analysen von BRÜCKNER & KROVOZA (1972), BRUDER (1973), HOLZKAMP (1972) und KVALE (1977) können wir davon ausgehen, daß zwischen den herrschenden Gesellschaftsstrukturen und der herrschenden Psychologie eine gewisse Strukturparallelität besteht. Es wird damit keineswegs behauptet, daß die Psychologie von irgendwelchen staatlichen oder wirtschaftlichen Instanzen direkt gesteuert oder bewußt beeinflußt würde (das mag für einzelne Teilbereiche zutreffen, stimmt aber nicht generell). Auch kann man nicht davon ausgehen, daß sich umgekehrt die Psychologie bewußt in den Dienst derartiger Institutionen gestellt hätte; dazu fehlt es ihren Theorien und Forschungsergebnissen an technischer Relevanz. Die Strukturparallelität erwächst vielmehr aus einer gemeinsamen Ideologie: Ebenso, wie sich im Denken vieler Menschen gesellschaftlicher Wandel nur noch durch Maßnahmen gesellschaftlicher Institutionen vollziehen kann, ist im wissenschaftlichen Denken der meisten Psychologen Forschung nur noch dadurch möglich, daß der Forscher Bedingungen setzt, denen die Versuchsperson ausgeliefert ist. Beiden Sichtweisen gemeinsam ist die Subjekt-Objekt-Trennung: Subjekt der Maßnahmen ist die gesellschaftliche Institution, Objekt der Staatsbürger; Subjekt der Forschung ist der Wissenschaftler, Objekt die Versuchsperson, der Proband oder Befragte. Ideologisch sind beide Sichtweisen, weil sie diese Subjekt-Objekt-Trennung verabsolutieren, sie als quasi naturnotwendig hinstellen, anstatt sie als Ausdruck einer ganz bestimmten, historisch gewordenen gesellschaftlichen Situation zu

begreifen. Ideologisch sind diese Sichtweisen auch deshalb, weil sie die bestehenden Verhältnisse einer Relativierung und Kritik entziehen und dadurch - beabsichtigt oder nicht - systemstabilisierend wirken.

Individuelles und kollektives Handeln der Betroffenen selbst ist in beiden Systemen - dem gesellschaftlichen und dem wissenschaftlichen - problematisch. Das zeigt sich im gesellschaftlichen Bereich vor allem in dem permanenten Spannungsverhältnis zwischen den Bürgerinitiativen und staatlichen Institutionen. Und wie problematisch Handeln der Betroffenen (Versuchspersonen) im sozialwissenschaftlichen Bereich ist, wird einem sofort bei der Vorstellung klar, eine Versuchsperson selbst beginne im Experimentalraum zu handeln: Sie würde sich nach den Zielen des Versuchs erkundigen, eigene Strategien entwickeln, dort ein Gerät der Versuchsanordnung entfernen, dort ein anderes einbauen; vielleicht würde sie auch lange Diskussionen mit dem Versuchsleiter beginnen über die Zweckmäßigkeit der Anordnung oder über Besonderheiten des persönlichen Verhältnisses zwischen ihnen beiden; sie würde Freunde und Bekannte mitbringen und vielleicht sogar mit ihnen zusammen die experimentelle Anordnung umgestalten: Alles das ist in der naturwissenschaftlich orientierten Psychologie eben einfach unterkbar. Die gesamte auf Operationalisierung, Messung und Kontrolle ausgerichtete Methodik ist für ein derart spontanes, variables, von einer Unzahl Person-Situation-Interaktionen bestimmtes Phänomen wie die Handlung gar nicht eingerichtet. Es nimmt nicht Wunder, daß "in der anglo-amerikanischen und der (west-) deutschen Psychologie .. der Handlungsbegriff eher ein Kümmerdasein fristet, so als würde er schamhaft versteckt gehalten und nur mit Skrupeln und den Anzeichen schlechten Gewissens in den Mund genommen" (KAMINSKI 1981).

Wenn also die herrschende Psychologie nach Anwendungsmöglichkeiten in der Praxis sucht, bietet sich die Beratung solcher gesellschaftlicher Institutionen besonders an, die durch Maßnahmen auf menschliches Verhalten einwirken wollen. Gäbe es technisch relevante psychologische Theorien, die auch auf alltägliche Situationen anwendbar sind, könnte eine derartige In-

stitutionenberatung darin bestehen, daß die Psychologen die Antezedenzbedingungen nennen, die durch die Maßnahme hergestellt werden müssen, um die erwünschten Verhaltenskonsequenzen zu erzielen.

Geht es dagegen um die psychologische Unterstützung individuellen oder kollektiven Handelns, wird sich ein Psychologe auf der Grundlage seiner konventionellen Methodenausbildung als äußerst hilflos erweisen - ja, es ist zu vermuten, daß er durch die Methodenausbildung eher noch hilfloser geworden ist als vorher (vgl. z.B. DEVEREUX 1976). Denn die herrschende Methodologie lebt von der Fiktion, daß eine individuelle soziale Interaktion zwischen Versuchsleiter und Versuchsperson durch Standardisierung eliminiert werden kann. "Brauchbare" Daten liefert ein Experiment oder eine Befragung nur so lange, wie die Versuchsperson bei dieser Fiktion mitspielt. Die Daten einer Versuchsperson, die vor oder während eines solchen Forschungskontaktes auf einer normalen Interaktion mit dem Forscher besteht und sich auch nicht mit seinen ausweichenden Standardantworten zufrieden gibt, sind unbrauchbar. Ungeeignet für eine solche Forschung ist auch ein Psychologe, der sich auf normale Formen der Kommunikation einläßt und erst recht, wenn er etwa entsprechende kommunikative Kompetenzen besonders ausgebildet und kultiviert hätte.

Genau diese Kompetenzen braucht er aber, wenn er das Handeln von Menschen unterstützen will. Denn dabei geht es u.a. um das Herausarbeiten jener "finalen Konzeption", die wir als Ziel des Handelns genannt hatten (4.2). "... Für eine Handlungskonzeption menschlicher Tätigkeit ... ist (der) Dialog mit dem anderen, der alleine die Übereinstimmung über das Handlungsziel und das Erreichen dieses Zieles fundieren kann, ... unumgänglich" (GRAUMANN 1981).

Das gleiche gilt für eine weitere Komponente des Handelns, nämlich das Auswählen einer geeigneten Operation. Dabei müssen die je individuellen Handlungskompetenzen berücksichtigt werden. Denn auch Operationen, die - objektiv betrachtet - problemlos sind (z.B. das Aufsuchen eines Amtes, das Abfassen eines Schriftstückes, das Gespräch mit einem Vorgesetzten) können bei bestimmten Personen eine unüberwindliche Barriere darstellen, deren Erkennen bei einem Psychologen, der Handeln unterstützen will, u.U. ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen verlangt.

1.3.5 Schlußfolgerungen

Die hier vorgeschlagene normative Finalisierung der Psychologie besteht darin, daß die Unterstützung individuellen und kollektiven Handelns zum Leitfaden der Entwicklung einer Theorie der psychologischen Methodik gemacht wird. Normativ ist diese Finalisierung erst dann, wenn es um verallgemeinerungsfähige gesellschaftliche Interessen geht. Daß diese Voraussetzung erfüllt ist, soll jetzt noch einmal zusammenfassend begründet werden:

1. Angesichts der fortschreitenden ökologischen Krise und der wachsenden Gefahr eines Atomkrieges erscheint gesellschaftlicher Wandel dringend geboten.
2. Dieser gesellschaftliche Wandel schließt offensichtlich auch psychologische Tatbestände mit ein (Konsumverhalten und dessen Verknüpfung mit individuellen Wertsystemen, die wiederum z.T. gesellschaftlich determiniert sind; Aggression; Aufbau von Feindbildern; Projektion frustrierter Bedürfnisse auf andere Völker usw.).
3. Von den beiden grundsätzlichen Möglichkeiten, gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen, konnten die Maßnahmen (gesellschaftlicher Institutionen) bisher nicht einmal das weitere Anwachsen der Gefahr einer Selbstvernichtung der Menschheit verhindern, geschweige denn waren sie in der Lage, diese Gefahr wenigstens konstant zu halten oder gar abzuschwächen. Es zeigt sich immer deutlicher, daß Maßnahmen nur insoweit erfolgreich sind, als sie auf eine entsprechende Handlungsbereitschaft der Betroffenen aufbauen kann (z.B. im Konsumbereich). In einigen gesellschaftlichen Bereichen (z.B. in der Friedenspolitik) ist sogar die Frage berechtigt, ob nicht zumindest vorübergehend ein entscheidender Wandel nur aufgrund des Handelns der Betroffenen allein, also ohne oder z.T. auch gegen die Maßnahmen gesellschaftlicher Institutionen, erforderlich ist (z.B. Verweigerung des Kriegsdienstes und der Rüstungsproduktion, Entwicklung alternativer Verteidigungskonzeptionen, wie z.B. der sozialen Verteidigung).
4. Selbst zu sinnvollen Maßnahmen kann die herrschende Psychologie kaum einen Beitrag liefern, weil ihr es hierzu an technisch relevantem Wissen fehlt. Es mehren sich die Anzeichen, daß sich daran auch in Zukunft nichts mehr ändern wird. Das Vertagungsargument (es bedürfe nur noch weiterer Forschung) zieht nicht mehr.
5. Zur Unterstützung des Handelns ist aber die herrschende Psychologie in ihrer naturwissenschaftlichen und nomothetischen Ausrichtung erst recht ungeeignet. Ihre methodischen Grundlagen fußen auf dem Verhaltensbegriff als reaktiver menschlicher Tätigkeit und die Struktur ihrer Theorien folgt dem Reiz-Reaktions (S-R) - Modell. Auch die neueren Varianten dieses Modells (S-O-R, S-O-R-K-C) ändern daran nichts grundlegendes.

Eine Psychologie, in der individuelles und kollektives Handeln das zentrale Konzept ist, entfaltet die Wirklichkeit der erforschten Personen in den folgenden vier Stufen:

1. Symbolisierung: Verdrängte, verzerrt symbolisierte und banalisierte Alltagspraxis muß adäquat symbolisiert bzw. resymbolisiert werden. Sprache ist dabei sicher das wichtigste, aber nicht das einzige Symbolsystem. Daneben können auch künstlerische Ausdrucksmöglichkeiten genutzt werden. Das gleiche gilt für Handlungsziele und Wertsysteme, in die sie eingebettet sind. Die Symbolisierung erfolgt zunächst intraindividuell, dann auch - besonders dort, wo kollektives Handeln erforderlich ist - interindividuell.
2. Kritik: Sie erstreckt sich auf die Voraussetzungen, Mittel und Ziele des Handelns. Bei den Voraussetzungen ist besonders auf vermeintliche Barrieren des Handelns zu achten, die historisch geworden und Ausdruck einer spezifischen gesellschaftlichen Situation sind, aber als ahistorische, allgemeingültige und unabänderliche Naturgesetze mißverstanden werden (Ideologiekritik). Die Mittel des Handelns sind auf ihre Effektivität zu untersuchen und auf unbeabsichtigte Nebenfolgen (Mittelkritik). Bei der Kritik der Ziele (Wertsysteme) geht es vor allem um deren Widerspruchsfreiheit und Rückführbarkeit auf Grundwerturteile, die selbst nicht mehr hinterfragt werden können, sondern "Werte an sich" darstellen. Hier wird man sich auch dem Problem der Unterscheidung von "wahren" und "falschen" Bedürfnissen stellen müssen, so schwierig diese Frage im konkreten Fall auch sein mag.
3. Neuorientierung: Ihr Ausmaß hängt ab von den Mängeln in den Handlungs- und Zielstrukturen, die sich in der Phase der Kritik herausgestellt haben. Gegebenenfalls müssen andere, effektivere Handlungsstrategien und -Techniken für die gleichen Ziele, oder neue Handlungsmöglichkeiten für neue Ziele entwickelt werden. Umfassende Revisionen des Wertsystems führen im individuellen Rahmen zu neuen Lebensperspektiven und, wenn sie auch die gesellschaftliche Situation mit einbeziehen, zum Entwurf neuer gesellschaftlicher Systeme (Utopien).
4. Erprobung von neuen Handlungsmöglichkeiten und -Strategien. Der Beitrag der Psychologie könnte darin bestehen, daß sie in Form von experimentellen Anordnungen, Spielen und Zukunftswerkstätten (JUNK & MÜLLERT 1981) Freiräume herstellt, in denen neue Handlungstechniken ohne äußeren Druck und ohne negative Konsequenzen bei einem Fehlschlag erprobt, eingeübt und weiterentwickelt werden können. Wenn die Handlungstechniken dann auf den Ernstfall übertragen werden, könnte die Aufgabe des Psychologen in begleitenden Untersuchungen bestehen, bei denen aufkommende Schwierigkeiten rechtzeitig mit den agierenden Individuen oder Gruppen erörtert und ggf. aufgefangen werden.

Die hinter diesen vier Schritten stehenden therapeutischen und emanzipatorischen Zielsetzungen werden weder explizit, noch implizit als Absichten der Forscher wirksam, sondern als (ggf. auch kontrafaktische) U n t e r s t e l l u n g eines reflexiven und handlungsfähigen Subjektmodells. Die Forschungsbedingungen sollen die genannten Ziele erleichtern und sie, wenn sie erreicht werden, konstruktiv in den Forschungsprozeß einbeziehen (anstatt sie, wie die herrschende Psychologie, als Stör-

bedingungen zu eliminieren). Im Vertrauen auf jenes Modell eines reflexiven und handlungsfähigen Subjekts kann sich Forschung auch auf einen oder einige der vier Teilschritte beschränken. Emanzipation ist auch ohne Sozialwissenschaftler möglich, aber Forschung wird nur in dem Ausmaß als erfolgreich gewertet, in dem sie (individuelle und/oder kollektive) Emanzipation ermöglicht.

Das hier vorgestellte Forschungskonzept ähnelt in vielen Punkten dem einer emanzipatorisch orientierten Aktionsforschung (vgl. z.B. MOSER 1977 a und b; FIEDLER & HÖRMANN 1979). Insbesondere die drei ersten Phasen haben wir jedoch so konzipiert, daß sie auch auf Reflexionsprozesse anwendbar sind, die (zunächst) ohne Handlung ablaufen bzw. in denen Handlung (vergangen, gegenwärtige oder zukünftige) nur symbolisch repräsentiert ist. Insofern geht unser Konzept über eine Theorie der Aktionsforschung hinaus; es wurde vor allem als Rahmen für die später darzustellenden dialogischen Forschungsmethoden entwickelt. Umgekehrt sind diese dialogischen Methoden - wie sich zeigen wird - eine gerade der Aktionsforschung angemessene Form der Datenerhebung, die dem vielfach beklagten Zustand abhilft, daß man mangels anderer Verfahren in der Aktionsforschung immer wieder auf Erhebungsmethoden zurückgreift (z.B. Fragebogen), die ihrer Natur nach un-emanzipatorisch sind und deshalb dem erklärten Anspruch der Aktionsforschung zuwiderlaufen.

2. Erkenntnistheoretische Grundlagen

Theorien über das Zustandekommen und die Begründung von Erkenntnissen bezeichnen wir als epistemologische Objekttheorien. Sie decken sich zum großen Teil mit dem, was sonst einfach als "Erkenntnistheorie" bezeichnet wird. Den komplizierteren Ausdruck müssen wir deshalb verwenden, weil wir uns weiter hinten in diesem Kapitel auch mit dem Vergleich mehrerer solcher Erkenntnistheorien beschäftigen werden. Dazu müssen wir uns gleichsam auf eine höhere Ebene begeben, von der aus wir die verschiedenen Erkenntnistheorien überblicken können. Das Vokabular, mit dessen Hilfe wir die genannten Vergleiche vornehmen, beschreibt Eigenschaften von (Erkenntnis-) Theorien und nicht mehr Eigenschaften der Erkenntnis selbst, wie das Vokabular der Erkenntnistheorien. Sofern es sich bei dem Vokabular auf jener höheren Ebene um theoretische Ausdrücke handelt, gehören sie zu einer "Theorie der Theorien", nämlich zu einer Metatheorie der Erkenntnistheorien - oder, wenn wir die Terminologie etwas stringenter formulieren wollen - um eine epistemologische Metatheorie der epistemologischen Objekttheorien.

Um dasselbe noch einmal mit anderen Worten zu sagen: Gegenstand der epistemologischen Objekttheorien ist die Erkenntnis, Gegenstand einer epistemologischen Metatheorie ist die epistemologische Objekttheorie.

2.1 Epistemologische Objekttheorien

Explizit werden wir uns mit zwei epistemologischen Objekttheorien befassen, nämlich mit einer phänomenologischen und einer hermeneutischen. Als Hintergrundwissen der gemeinsamen Verständigung ist aber noch eine dritte im Spiel, auf die nur gelegentlich ausdrücklich verwiesen wird: Die epistemologische Objekttheorie der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, die oft als "die Erkenntnistheorie" schlechthin verabsolutiert wird und auch die Basis der herrschenden (naturwissenschaftlichen) Psychologie darstellt.

2.1.1 Grundzüge phänomenologischer Erkenntnis

Im Rahmen dialogischer Forschung läßt sich die Konzeption von Phänomenologie gut verwenden, die HUSSERL (1962, Orig. 1925) als "psychologische Phänomenologie" entwickelt hat. Dabei handelt es sich um die Betrachtung und

Untersuchung von Bewußtseinsinhalten, wie sie unmittelbar gegeben sind - zunächst einmal der eigenen, aber auch der anderer Menschen, soweit es gelingt, sich in sie einzufühlen. Bewußtseinsinhalte werden dabei grundsätzlich als intentional betrachtet, d.h. sie sind auf ein Ding, einen Vorgang, ein Etwas gerichtet; Bewußtsein ist immer Bewußtsein v o n etwas. Der Phänomenologe trennt streng zwischen dem wahrgenommenen Gegenstand und der Wahrnehmung selbst: Der Gegenstand wird "eingeklammert", "in Anführungszeichen" gesetzt (HUSSERL 1962, 190). Dieses als "phänomenologische Reduktion (Epoché)" bezeichnete Vorgehen bedeutet vor allem, daß von der Existenz des Gegenstandes abgesehen wird (sie wird nicht bestritten, aber man beachtet sie nicht). Entscheidend ist die Existenz des Wahrnehmungsvorganges (als Bewußtseinsphänomen), nicht die des Wahrgenommenen. Das heißt allerdings nicht, daß es keinen Unterschied macht, ob ich in der Wahrnehmung von der realen Existenz des wahrgenommenen Gegenstandes überzeugt bin oder Zweifel hege, ob es sich vielleicht um eine Täuschung oder Halluzination handeln könne. Diese graduellen Abstufungen des Glaubens an das Vorhandensein eines Gegenstandes sind als "Glaubensmodus" Bestandteil der phänomenologischen Beschreibung, aber ausschließlich "als Vermeyntes" (HUSSERL 1962, 191, 313 - 314). Der Phänomenologe fragt also nicht: "Existiert dieser Gegenstand (den ich da gerade in meinem Bewußtsein habe) tatsächlich?" - sondern: "Bin ich überzeugt, daß dieser Gegenstand tatsächlich existiert?" Und näher untersucht wird nur meine Überzeugung von der Existenz, nicht die Existenz selbst. Wenn jemand sagt: "Ich sehe die Sonne am Horizont aufsteigen", interessiert sich ein Phänomenologe überhaupt nicht dafür, ob die Sonne tatsächlich aufsteigt oder sich in "Wirklichkeit" der Standort des Betrachters auf der Erdkugel der Sonne entgegen dreht. Der Phänomenologe will vielmehr wissen, ob der Betrachter des Sonnenaufgangs tatsächlich die oben beschriebene Wahrnehmung hat oder nicht.

In dieser phänomenologischen Reduktion vollzieht man eine radikale Trennung zwischen den Naturwissenschaften als der Lehre von den realen Gegenständen und der Psychologie als der Lehre vom Bewußtsein: "Der Radikalismus der phänomenologischen Reduktion besteht darin, daß konsequent jedes Interesse an objektivem Sein unterbunden wird" (HUSSERL 1962, 189).

Gegen die "Theoriegeleitetheit der Erfahrung".

Mit dem Interesse am "objektiven Sein" schaltet der Phänomenologe auch die Theorien über den Gegenstand aus: "Der Anfang ist .. ein allgemeines In-Frage-Stellen aller bisherigen Wissenschaften, ... ihrer sämtlichen mit dem Anspruch begründeter Geltung erarbeiteter Ergebnisse. In eins damit: Rückgang auf den universalen Erfahrungsboden, auf dem sich das außerwissenschaftliche und vorwissenschaftliche Leben der Menschheit bewegt" (HUSSERL 1962, Orig. 1927). Der Phänomenologe versucht, "das uns Begegnende unmittelbar zu befragen und - als Antwort auf diese Frage - zu 'erfahren', wie es verstanden sein will" (BLANKENBURG 1975). Das ist die Gegenthese zu der Behauptung, Beobachtungen seien grundsätzlich theoriegeleitet, es seien "immer Interpretationen im Lichte von Theorien" (POPPER 1966 , Orig. 1935, 72). Es ist zwar kaum zu übersehen, daß die ~~letzte~~ Sichtweise der Empirie heute den meisten Wissenschaftlern (auch den Humanwissenschaftlern und Psychologen) zur Selbstverständlichkeit geworden ist; auch lassen sich gewiß Beispiele dafür beibringen, daß sich Beobachtungen, die ursprünglich als theoriefrei behauptet wurden, später doch als theoretisch voreingenommen erwiesen haben. Unbestritten ist ^{auch} die Tendenz, daß man Begriffe der Beobachtungssprache so wählt, daß sie geeignet sind, "das Vorliegende begreifbar zu machen (d.h. zunächst nur gedanklich, sodann womöglich auch technisch beherrschbar) ..." (BLANKENBURG 1975). Nur ist mit all' dem noch nicht gesagt, daß diese Empirie der Beherrschung der Natur mittels Technik und Naturwissenschaften die einzig mögliche ist!

Die phänomenologische Gegenposition zur Theoriegeleitetheit der Beobachtung muß ja nicht gleich als "völlige Voraussetzungslosigkeit" der Erfahrung überinterpretiert werden, wovon GRAUMANN & METRAUX (1977) warnen. Es genügt, wenn man die "möglichst voraussetzungslose" Beschreibung des Vorfindbaren (HERRMANN 1962, 523) wenigstens als sinnvolles Wissenschaftsideal akzeptiert, dem man sich möglichst weit annähern sollte. Freilich muß ein Psychologe zuerst einmal bereit sein, sich überhaupt auf diese phänomenologische Grundposition - wenigstens versuchsweise - einzulassen. Wo man diese "Möglichkeit von vornherein in Abrede stellt, kann (sie) .. sich erst gar nicht entwickeln" (BLANKENBURG 1975).

"Denn geübt ist das Auge nur für das Objektive Die gleiche Übung für die durch phänomenologische Reduktion erschlossene Innerlichkeit muß erst gewonnen, ... eine ... innerliche Welt muß erst durch diese Übung geschaffen werden" (HUSSERL 1962, 194). Und: "Ein vernehmendes - und in diesem Sinne erfahrendes - Denken kann seine Existenz nur dadurch unter Beweis stellen, daß es e r ü b t und damit verwirklicht wird." (BLANKENBURG 1975). Bis zu einem gewissen Grade wird also der Gegenstandsbereich einer Theorie - hier einer Erkenntnistheorie - erst durch die Theorie konstituiert. Insofern ist das Argument zirkulär, die Idee einer theoriefreien Beobachtung sei reine Fiktion, weil diese theoriefreien Beobachtungen faktisch nicht vorfindbar seien. Das muß nicht notwendig in den wissenschaftlichen Anarchismus führen. Das Kriterium der Fruchtbarkeit (auch für außerwissenschaftliche Bereiche) kann z.B. aus dem o.g. Zirkel herausführen.

Das setzt freilich voraus, daß auch den Gegenströmungen zur naturwissenschaftlichen Psychologie - eben z.B. der phänomenologischen Psychologie - ein genügend breites Betätigungsfeld eröffnet wird.

Davon sind wir gegenwärtig noch weit entfernt. Besonders, wenn man sich die Ausbildung in psychologischer Methodenlehre an deutschen Universitäten (und auch in vielen anderen Ländern) ansieht, wird deutlich, "wie die tatsächliche Ausbildung, die Wissenschaftler erfahren, dazu dient, sie gegenüber potentiellen neuen theoretischen Bezugsrahmen blind zu machen" (MULKAY 1974). Nach wie vor wird die naturwissenschaftliche Sichtweise als die wissenschaftliche Sichtweise schlechthin dargestellt. Ein drastisches Beispiel dafür im Bereich der Psychologie ist das Lehrbuch von WOTTAWA (1977) und - auf erkenntnistheoretischer Ebene - das von OPP (1970).

Deutlich wird das auch in einer Kontroverse zwischen HANSON und KORDIG, die von GROEBEN (1975) zitiert wird. HANSON unterstellt danach KEPLER allen Ernstes, er (KEPLER) müsse beim Sonnenaufgang die Sonne als feststehend sehen und den Horizont nach unten "wegtauchend" ("dipping"), nachdem er vom geozentrischen zum heliozentrischen Weltbild übergegangen sei; und KORDIG betrachtet es als "theorieneutrale" Beschreibung, wenn man lediglich den größer werdenden Abstand zwischen Sonne und Horizont konstatiere. Diese absolute Ignoranz gegenüber einer phänomenalen Welt und allem, was je über Phänomenologie gedacht und geschrieben wurde, erscheint dadurch noch besonders vergrößert, daß hier nicht etwa von "Messungen" oder auch nur von "Beobachtungen" die Rede ist (was die obigen Formulierungen noch in etwa rechtfertigen könnte), sondern von dem, was KEPLER, TYCHO usw. "sehen".

Die Vorstellung, daß HANSON versucht, KEPLER dazu zu überreden, doch nun den Horizont beim Sonnenaufgang wegtauchen zu sehen und die Sonne als feststehend, mag noch belustigen. Die Tragweite und der Ernst des Problems wird aber sofort deutlich bei dem Gedanken an all' die Psychologen und Psychiater, die überall auf der Welt tagtäglich ihre Klienten zu bestimmten Sichtweisen überreden oder sie kurzerhand in bestimmte Kategorien einordnen, je nach den Theorien, die gerade vorherrschen. Die Beherrschung der Natur und die technische Verfügung über die Naturkräfte, die in den Naturwissenschaften und der Technik noch angebracht erscheinen mag (wenngleich sie auch dort zunehmend in Zweifel gezogen werden), erscheinen fatal, wenn sie auf die Humanwissenschaften übertragen werden und dort als Beherrschung des Menschen und als Sozialtechnik in Erscheinung treten.

Wesensschau

Das Zurückgehen auf die unmittelbare Wahrnehmung ist zwar das "unbedingt notwendige Fundament für den Aufbau einer streng wissenschaftlichen Psychologie", aber es reicht nicht aus. Wir brauchen noch eine Methode, die über "alle Zufälligkeiten faktischer phänomenologischer Erfahrung hinausführt" (HUSSERL 1962, 324 - 325). Diese Methode nennt HUSSERL "Wesensschau" oder "eidetische Reduktion", auch "Ideensschau" und "Ideation".

Dabei geht man zunächst von einem konkreten (vorgestellten, erinnerten oder auch aktuell wahrgenommenen) Bewußtseinsinhalt aus, der für das gerade untersuchte Thema wichtig ist. Nun stellt man sich dazu eine Reihe ähnlicher Inhalte vor. HUSSERL (1962, 72 - 73) beschreibt das so:

"Es sollen also immer neue ähnliche Bilder als .. Phantasiebilder, die sämtlich konkrete Ähnlichkeiten des Urbildes sind, gewonnen werden. Dann geht durch diese Mannigfaltigkeit von Nachgestaltungen eine Einheit hindurch, nämlich die der Ähnlichkeit begründenden Wesens. Anders ausgedrückt, wir stehen vor der Frage: was bleibt bei solchen freien Variationen des Urbildes und, sagen wir, eines Dinges als die Invariante, die notwendige allgemeine Form erhalten, die Wesensform, ohne die ein derartiges, wie dieses Ding, als Exempel seiner Art überhaupt undenkbar wäre? - Nämlich Variation üübend, freie, willkürliche, erzeugen wir Varianten, deren jede im subjektiven Erkenntnismodus des 'beliebig' auftritt, wie andererseits auch der Prozeß der Variation selbst. Nun aber können wir ... den Blick darauf richten, daß durch ... alle Varianten in Notwendigkeit eine Invariante hindurchgeht, die, wie wir schauen, einsehen können, selbst absolut invariabel ist. Genauer beschrieben: Wir können sehen und in absoluter Gewißheit, daß in Übung willkürlicher Variation und während uns das Differierende der Variation gleichgültig ist, sozusagen eine beständige Deckung der Varianten erhalten bleibt, und als Was oder Gehalt, der in der Deckung notwendig invariabel bleibt, ein allgemeines Wesen."

Die Frage, ob wir damit zu apriorischem Wissen gelangen, "ein reines Allgemeines, ein Überempirisches, über alle Tatsächlichkeiten des Daseins Erhabenes" erschauen, wie das HUSSERL (1962, 84 - 85) glaubt, können wir hier einmal offen lassen. Es ist ja schon viel gewonnen, wenn wir eine Methode gewinnen, mit der wir 1. vom Konkreten zum Allgemeinen fortschreiten können (sei dieses Allgemeine nun apriorisch oder nicht) und die 2. im Alltagsdenken und in der wissenschaftlichen Reflektion offensichtlich "schon immer" verwendet wurde. Sogar ein Experimentalpsychologe muß sie an-

wenden, wenn er z.B. Operationalisierungen für ein hypothetisches Konstrukt sucht: Er muß in seiner Phantasie eine größere Menge möglicher Operationalisierungen erzeugen als Varianten einiger, für das Konstrukt "typischer" Operationalisierungen und dann die für ihn geeigneten auswählen.

Ich sehe dabei auch Parallelen zur "Methode der paradigmatischen Beispielsmenge" von STEGMÜLLER (1973, 196 f), die auf WITTGENSTEIN zurückgeht (vgl. auch KLÜPFEL 1980). STEGMÜLLER verdeutlicht diese Methode am Begriff des "Spiels":

"Bei dem Versuch, (diesen) .. Begriff ... zu umgrenzen, wird man zunächst eine Liste typischer Fälle von Spielen anzugeben versuchen. Während einer 'ersten Periode der Unsicherheit' wird man diese Liste durch Ergänzungen und Streichungen modifizieren. Neue persönliche und indirekte Erfahrungen, wie z.B. Beobachtungen von Spielen in durchreisten neuen Ländern und die Lektüre von Reiseberichten und historischen Schilderungen, wird die Liste vergrößern. Einige ursprünglich aufgenommene Tätigkeiten werden nach genauerem Kenntnis wieder herausgenommen werden Die Phase der Unsicherheit wird nur nach der einen Richtung beendet werden können: Am Ende derartiger Vorbetrachtungen wird man zu einer 'Minimalliste' gelangen, zu der zwar aufgrund neuer Kenntnisse weitere und weitere Spiele hinzugefügt werden können, die man aber weiter zu reduzieren sich weigern wird. ... Die auf der Angabe einer solchen Liste beruhenden Methode soll die Methode der paradigmatischen Beispiele genannt werden."

Das "Wesen des Spiels", das in der Minimalliste zum Ausdruck kommt, kann nicht auf ein gemeinsames Merkmal reduziert werden. Allenfalls könne man, weist STEGMÜLLER nach, notwendige Merkmale für die Zugehörigkeit zur Minimalliste angeben, aber bezüglich der hinreichenden Merkmale bestünde für viele Begriffe eine nicht zu behebende Vagheit. Damit sind wesentliche Voraussetzungen der klassischen Definitionslehre (Suchen nach der "nächst höheren Gattung" und dem "artbildenden Unterschied") nicht mehr gegeben, womit auch der Datentheorie in der naturwissenschaftlichen Psychologie die Grundlage entzogen ist. So ist die Angabe hinreichender Merkmale die Voraussetzung zur disjunkten Kategorisierung von beobachteten Ereignissen. Wo diese nicht möglich ist, kann nicht einmal mehr auf dem primitivsten Niveau, nämlich auf dem Niveau der Nominalskala, gemessen werden. Wenn das in der bisherigen psychologischen Forschung trotzdem in großem Umfang getan wurde, heißt das, daß den empirischen Sachverhalten (z.B. menschlichem Verhalten) Gewalt angetan wurde.

Offensichtlich haben wir hier eine jener "Anomalien" vor uns, die selbst in den klassischen Naturwissenschaften "immer wieder auftreten", an denen aber in den Phasen "normaler Wissenschaft" der Forscher "immer wieder vorbeigeht" (KUHN 1977, Orig. 1961, 278). Mit der "Methode der paradigmatischen Beispiele", dem Konzept der "unscharfen Mengen" (siehe Abschn. 7.7.5) und eben auch - wie ich hoffe - einer Wiederentdeckung der "Wesensschau" werden aber jetzt in zunehmendem Maß Instrumente zur Verfügung gestellt, die es gestatten, derartige "Anomalien" aufzugreifen, zu bearbeiten und ggf. in einem Paradigmenwechsel der Psychologie fruchtbar zu machen.

Inhalt und Modus der Erfahrung

Im Prozeß der Wesensschau bin ich mir sehr wohl bewußt, was daran konkret Erfahrenes ist und was als Serie von Phantasiebildern hinzukommt. Der Inhalt aller dieser Bewußtseinszustände ist derselbe, aber einige dieser Inhalte stehen im Modus des "real Erfahrenen", andere in dem des "nur Gedachten". HUSSERL (1962, 319) nennt die (aktuelle) Wahrnehmung, die Retention (heute würde man dazu sagen: das Kurzzeitgedächtnis), das Wieder-Erinnern und die Vorerwartung die Erscheinungsmodi ein und desselben Gegenstandes. Ergänzend nachtragen sollte man hier auch die Sinnesmodi: Ich kann ein und denselben Gegenstand sehen, fühlen, ggf. auch riechen und hören.

Ein weiterer, wichtiger Modus ist der Glaubensmodus: Ein und derselbe Inhalt des Bewußtseins kann einmal als real vorhanden, als möglich, als mehr oder weniger wahrscheinlich oder als nicht vorhanden (z.B. Halluzination) erlebt werden. Dieser Glaubensmodus ist ein sehr schwieriger Gesichtspunkt der phänomenologischen Erkenntnistheorie, weil er auf den ersten Blick zur phänomenologischen Reduktion im Widerspruch zu stehen scheint: Dort wird ja gerade von der Frage abgesehen, ob ein Gegenstand des Bewußtseins in der Außenwelt existiert oder nicht. HUSSERL (1962, 313 - 314) löst das Problem so: Der Glaubensmodus, der "Seinsglaube mit allen weiteren Modi der Stellungnahme gehört zum phänomenologischen Gehalt des Erlebnisses natürlich mit. Aber als solcher wird er nur enthüllt und nicht von mir als Phänomenologen 'mitgemacht', als Erlebnismoment wird er thematisch dadurch, daß ich in die phänomenale Einstellung trete, das ist aus dem naiv natürlich diese Stel-

lungnahme betätigenden zu dem mich ihr enthaltenden und sie als bloßer Zuschauer betrachtenden Ich werde". Aus dem "dort draußen ist etwas" des "naiv-natürlich" Beobachtenden wird das "ich^{bin} jetzt gerade überzeugt, daß dort draußen etwas ist" des Phänomenologen. Und während der "naiv-natürlich" Beobachtende den Seinglauben "mittut", indem er z.B. nachprüft, ob dort draußen wirklich etwas ist, "enthält" sich der Phänomenologe dieses Seinsglaubens, er ist an dieser Nachprüfung nicht interessiert - aber er untersucht den Seinsglauben sehr wohl als Bewußtseinsinhalt, als Bestandteil des Phänomens. Man kann auch sagen: Der Glaubensmodus wird vom Phänomenologen aus dem Zustand des implizit Mit-Gemeinten übergeführt in den Zustand des explizit Betrachteten, er wird thematisiert.

Ein weiteres Problem im Zusammenhang mit dem Glaubensmodus ergibt sich dadurch, daß man ihn nicht nur auf die Existenz der äußeren Welt beziehen kann (wie HUSSERL), sondern auch auf die Existenz von Bewußtseinsinhalten. Es gibt ja auch Erlebnisse, deren man sich selbst nicht so ganz sicher ist, z.B. die Liebe zu einem anderen Menschen, Stimmungen, Ahnungen, unvollständig Verdrängtes. Damit ergeben sich die verschiedensten Kombinationen des Glaubens an die reale (äußere) Existenz eines Gegenstandes (= Glaubensmodus₁) und des Glaubens an die Existenz seiner Wahrnehmung (= Glaubensmodus₂). Bei einer Halluzination z.B. nimmt der Glaubensmodus₂ den Wert "sicher vorhanden" an (ich bin sicher, z.B. etwas gehört zu haben), während der Glaubensmodus₁ sehr unterschiedliche Werte haben kann, je nachdem, ob ich die Halluzination als solche erkenne (Wert des Glaubensmodus₁ "nicht vorhanden") oder sie für eine reale Wahrnehmung halte (Wert des Glaubensmodus₁ "sicher vorhanden"). Den umgekehrten Fall haben wir, wenn wir sicher sind, daß da ein Etwas in der Außenwelt ist (Wert des Glaubensmodus₁ "sicher vorhanden"), gleichzeitig aber Zweifel hegen, ob wir dieses Etwas auch tatsächlich wahrgenommen haben (Wert des Glaubensmodus₂ "möglich").

Ebenfalls ein besonders wichtiger Modus der Erfahrung ist die Perspektivität: Ich kann ein und denselben Gegenstand aus verschiedenen Perspektiven betrachten. Dieser Modus wird bei HUSSERL (1962, 434-435) noch in enger Beziehung zur anschaulichen Wahrnehmung, z.B. als die "Abschattungen eines Würfels" eingeführt. GRAUMANN (1960) faßt die Perspektivität weiter: "Der jeweilige Horizont möglichen erfüllbaren Verhaltens umfaßt aber auch immer das Unanschauliche, keinem äußerem Sinn Zugängliche mit. Nur planend, denkend, setzend und erfassend vermag ich manche Sachverhalte in dem mir eröffneten

Bereich mir näher zu bringen" (129). Je nachdem, welche Ziele ich gerade verfolge, nehme ich also zu einem Sachverhalt andere Perspektiven ein, erfasse neue Eigenschaften und Möglichkeiten an ihm.

Die Perspektivität der Erfahrung könnte leicht mit deren möglicher Theoriegeleitetheit verwechselt werden. Mir erscheint allerdings eine deutliche Trennung angebracht. Denn die Zielsetzungen, Absichten, Hoffnungen, Ängste, welche die Perspektive bestimmen, sind keine Theorien über den betrachteten Sachverhalt. Verschiedene Intentionen werden jeweils spezifische Theorien aktualisieren, aber sie sind nicht mit ihnen identisch. Das Erreichen eines bestimmten Zieles, also das Einnehmen einer Perspektive zu einem Sachverhalt mag durch bestimmte Theorien oder - allgemeiner - Voreingenommenheiten erleichtert, durch andere wiederum erschwert werden. Theorien oder Voreingenommenheiten können also zur Perspektive hinzutreten oder auch nicht. Hier trennt sich wieder technisch-naturwissenschaftliches Erkenntnisinteresse von phänomenologisch-deskriptivem. Ich brauche Theorien, wenn ich analysierend und manipulierend auf die Natur einwirken will. Für die Psychologie heißt das: Ich bin auf psychologische Theorien angewiesen, wenn ich analysierend und manipulierend auf Menschen einwirken will. Die phänomenologische Psychologie hat dieses Ziel nicht und kann deshalb auf theoriegeleitete Erfahrung verzichten.

2.1.2 Grundzüge hermeneutischer Erkenntnis

Hermeneutik ist eine Methode, die Bedeutung (den Sinn) von Symbolsystemen zu verstehen und sprachlich zu formulieren (vgl. HABERMAS 1971, 120). "Symbolsysteme" waren in der klassischen Hermeneutik vornehmlich Texte, dann - in der Psychoanalyse - auch das gesprochene Wort. Grundsätzlich können alle Gegenstände und Vorgänge, die einen Sinn haben oder haben sollen oder bei denen Sinn zumindest vermutet werden kann, Gegenstand hermeneutischer Analyse sein: Neben sprachlichen Gebilden also auch nicht-verbale und nicht-beabsichtigte Botschaften, Handeln und seine Objektivationen wie Kunst, Technik und gesellschaftliche Institutionen.

Nun gibt es sicher Symbolsysteme, bei denen der Sinn ganz offensichtlich ist, eine weitere Analyse also nicht angebracht erscheint. Deshalb wollen wir mit TAYLOR (1975, 154) die Einschränkung machen, daß es nur um solche Symbolsysteme gehen soll, die "wirr, unvollständig, verschwommen, scheinbar widersprüchlich, also auf die eine oder andere Weise unklar sind" sind. Diese Widersprüche können sich freilich auch hinter einer "glatten Oberfläche dieser Erscheinungen" verbergen, die es "kritisch aufzulösen" gilt (LORENZER 1977, 196).

Zu unterscheiden ist dabei zwischen der "Bedeutung" und verschiedenen "Ausdrucksformen" dieser Bedeutung (TAYLOR 1975, 155). "Bedeutung" gibt es immer nur 1. "für ein Subjekt", 2. "von etwas", 3. "in einem Feld" (TAYLOR 1975, 164-166). Unter "Subjekt" verstehen wir den Urheber des Symbolsystems (also z.B. den Sprecher oder Schreiber), "ein spezifisches Subjekt, eine Gruppe von Subjekten oder das menschliche Subjekt als solches (selbst wenn einzelne Menschen der Vorwurf treffen mag, ... (die Bedeutung) nicht zuzugeben oder zu erkennen)". In bestimmten Fällen kann das "Subjekt" aber auch der Empfänger einer Botschaft, der Benutzer oder Betroffene einer Institution sein.

"Bedeutung von etwas: das heißt, ... es kann keine Bedeutung ohne ein Substratum geben". "Bedeutung in einem Feld haben" heißt; daß ein Ding Bedeutung nur in "Beziehung zu den Bedeutungen anderer Dinge" hat (TAYLOR 1975, 164-166).

Dies letztere führt uns zu einer spezifischen Eigenart hermeneutischen Vorgehens: Die Bedeutung eines Symbolsystems erschließt sich erst, wenn man die Beziehung der Teile zum Ganzen verstanden hat. Da aber die Teile ihren Sinn zum großen Teil erst aus

dem Ganzen beziehen, bewegt man sich in einem "hermeneutischen Zirkel", der oft nur mit Hilfe eines Vorverständnisses und nach mehrmaligem Durchlaufen zu einem schrittweisen Verständnis führt. Kriterium für das Fortschreiten der Erkenntnis ist dabei die Evidenz, daß durch neu gewonnene "Lesarten" des Textes oder Symbolsystems die darin enthaltenen Unklarheiten und Widersprüche zunehmend aufgelöst werden.

Dieser "hermeneutische Zirkel" ist selbstverständlich kein Zirkel im logischen Sinn, kein *circulus vitiosus*, sonst wäre er ja nicht als Erkenntnismethode geeignet. Genaugesehen handelt es sich eher um ein Dilemma, wobei wir von den verschiedenen Möglichkeiten, den Begriff des hermeneutischen Zirkels zu präzisieren, die Betrachtung als "eigensprachliches Interpretationsdilemma" (STEGMÜLLER 1979) bevorzugen: "Um A zu verstehen, müßte man erst B wissen; um ein Wissen über B zu erwerben, müßte man erst A verstehen". "A" kann dabei als die geordnete Menge der Teile eines Symbolsystems interpretiert werden (konkreter z.B. als die Sätze eines Textes in ihrer Aufeinanderfolge), "B" als das Ganze (konkreter z.B. als die Grundidee, die ein Text vermitteln soll).

Die fertige Interpretation stellt einen Metatext dar - einen Text über den interpretierten Text. Letzteren können wir dementsprechend als Primärtext bezeichnen. Der Metatext muß sich gegenüber dem Primärtext durch eine deutlich höhere logische Kohärenz ausweisen. Das liefert ein von anderen Experten nachprüfbares Kriterium für die Stimmigkeit der Deutungen und ist damit auch ein Argument gegen das oft vorgebrachte Bedenken, sie seien beliebig. Es ist nämlich äußerst unwahrscheinlich, daß zu einem Primärtext mehrere Metatexte mit verschiedenem Inhalt, aber gleicher logischer Kohärenz produziert werden können.

Die Interpretation und die Erstellung eines Metatextes ist das eigentliche Ziel des Hermeneutikers. Theoretische Konzepte mögen dabei eine wichtige Rolle spielen, aber ihre Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung ist eher ein Nebenresultat. Die Brauchbarkeit theoretischer Konzepte bemißt sich daran, ob und inwieweit sie die logische Kohärenz und die Einfachheit des Metatextes erhöhen. Dagegen richtet sich das Hauptaugenmerk des Naturwissenschaftlers im allgemeinen und des naturwissenschaftlichen Psychologen im besonderen auf die Entwick-

lung möglichst allgemein anerkannter Theorien. Bei ihnen wird vor allem logische Kohärenz angestrebt, während die Empirie in eine Unzahl von "Variablen", "Daten" und "Fakten" zerfällt, die getrennt voneinander beobachtet werden und nur insoweit wieder in Beziehung zueinander gesetzt werden, als Zusammenhangsmodelle (z.B. korrelationsstatistischer Art) zur Verfügung stehen; der Rest bleibt "Fehlervarianz".

Zusammenfassend definieren wir Hermeneutik als eine Erkenntnismethode, die

1. auf die Bedeutung von Symbolsystemen zielt, welche
2. unklar, verworren, widersprüchlich sind oder deren Bedeutung unter einer "glatten Oberfläche verborgen" ist, wobei
3. die Bedeutung für ein Subjekt, von etwas, in einem Feld gesehen wird;
4. wesentliches Moment der Methode ist die Deutung einzelner Systemelemente, die in ihrer Gesamtheit zu einer neuen "Lesart", einem neuen Verständnis, einer Interpretation des Symbolsystems führen,
5. wobei sich diese neue Lesart meist nicht schlagartig einstellt, sondern erst in mehrmaligem "Umkreisen" des Gegenstandes in einem hermeneutischen Zirkel, der vom Vorverständnis ausgeht und in den sich
6. die Bedeutung der Teile aus dem Ganzen des Symbolsystems, aber umgekehrt die Bedeutung des Ganzen auch aus der der Teile ergibt;
7. zu dem "Ganzen" gehört meist auch der räumliche und zeitliche Kontext, in dem das Symbolsystem entstanden ist; da er in der Regel einmalig ist, führt Hermeneutik zur Einzelfallanalyse;
8. die Stimmigkeit der Interpretationen bemisst sich an der logischen Kohärenz des Metatextes (des Textes über den Text/Symbolsystem).

Subjektive und objektivierete Symbolsysteme

Vorab sei betont, daß wir "subjektiv" und "objektiv" nicht als wertende Begriffe verwenden, sondern damit nur den Gegenstand hermeneutischer Forschung bezeichnen wollen. Ein Gegenstandsreich sind subjektive Bewußtseinsstrukturen einzelner Individuen, ein anderer Bereich sind objektive Gesellschaftsstrukturen und -Institutionen.

Eine Hermeneutik, die - wie die klassische Psychoanalyse - sich ausschließlich mit Bewußtseinsstrukturen befaßt und entweder ganz ohne explizite Gesellschaftstheorien auszukommen glaubt, oder von der vagen Hoffnung lebt, irgendwann einmal "von selbst" zu objektiven Gesellschaftsstrukturen vorzudringen, kritisieren wir mit LORENZER (1977, 200 - 216) als "psychologistisch". Dieser Vorwurf gilt auch neueren Ansätzen ohne Bezug zur Psychoanalyse, wie dem von SCHEELE & GROEBEN (1979). Hier wird wie in der naturwissenschaftlichen Psychologie die Fiktion einer wertfreien, unparteilichen Forschung aufrechterhalten, die verzerrendes, schablonenhaftes, ideologisches Alltagsbewußtsein (vgl. LEITHÄUSER 1976, 10 - 37) genauso akzeptiert wie reflektiertes Bewußtsein, wenn es nur formalen Kriterien wie Widerspruchsfreiheit und Kohärenz genügt. Diese Kriterien machen keinen Unterschied zwischen z.B. faschistoiden und liberalen, zwischen reaktionären und progressiven Denkinhalten. Damit ist eine Kritik bestehender Gesellschaftsstrukturen nicht erreichbar, der status quo wird stillschweigend akzeptiert und damit doch wieder Partei genommen - eben nur implizit und damit direkter Kritik entzogen.

Auch der andere Weg: Sich auf die objektiven Gesellschaftsstrukturen zu beschränken und z.B. zu behaupten, "das MARXsche Konzept habe das FREUDsche immer schon vorweggenommen" müssen wir mit

LORENZER (1977, 205 und 210) als "ökonomistisch" ablehnen. Dieser Irrweg wurde uns im vergangenen Jahrzehnt immer wieder von politischen Organisationen der extremen Linken, z.B. vom "Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW)" vorgeführt: Aus der Analyse der gegenwärtigen Produktionsverhältnisse zogen sie Schlüsse über das Bewußtsein der Arbeiterklasse. Sie glaubten, wachsende "Unzufriedenheit der werktätigen und ausgebeuteten Masse mit den bestehenden Zuständen" zu erkennen, zunehmende "Empörung der ... geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse" und einen sich verschärfenden "Kampf gegen die Ausbeuter" (KOMMUNISTISCHER BUND WESTDEUTSCHLAND 1974, 13 - 14). Vor dem Hintergrund dieser Fehleinschätzung des Arbeiterbewußtseins wird die chronische politische Wirkungslosigkeit dieser Organisationen verständlich.

Um sowohl diese "ökonomistische", wie die vorher beschriebene "psychologistische" Fehlentwicklung hermeneutischer Forschung zu vermeiden, müssen subjektive und objektive Gesellschaftsstrukturen aufeinander bezogen werden. Dabei sehen wir nicht ganz ein, warum LORENZER (1977, 205 - 206) fordert, sich "für die eine o d e r andere Strukturanalyse zu entscheiden, und den Bezug zur je anderen herzustellen, indem wir deren Erkenntnisse ... als Theorie heranziehen". Wir können uns durchaus vorstellen, daß in einem Forschungsprojekt die Bewußtseinsstrukturen einer Gruppe von Individuen untersucht werden und g l e i c h z e i t i g eine Deutung der für sie relevanten objektiven gesellschaftlichen Bedingungen versucht wird. Warum sollte man z.B. nicht erforschen, was sich im Bewußtsein von Studenten alles mit dem Begriff "Prüfung" verbindet, gleichzeitig aber auch alternative Lesarten der für sie maßgeblichen Prüfungsordnungen entwickeln oder die Prüfungssituation in direkter Beobachtung z.B. als mehr oder weniger offenes Herrschaftsritual interpretieren?

Wenn wir hier - je nach dem Gegenstand der Analyse - von "subjektiven" bzw. "objektivierten" Symbolsystemen reden, so könnte man uns entgegenhalten, daß auch bei der Untersuchung objektiver Bedingungen nur eine subjektive Bewußtseinsstruktur des Forschers entsteht und damit die bei anderen erforschten Personen ermittelten subjektiven Strukturen nur um eine weitere vermehrt wird. Wenn wir trotzdem auf der grundsätzlichen Unterscheidung dieser beiden Ansätze bestehen, können wir das nur im Vorgriff auf die erst im nächsten Abschnitt genauer dargestellte Methodik der Distanzierung des Forschers. Insofern er nicht in dem Maße wie die erforschten Personen unmittelbar und existentiell von den jeweiligen objektiven

Gesellschaftsstrukturen betroffen ist, bestimmte "Lesarten" des Systems nicht aufgezwungen erhält, kann er auch zu anderen Interpretationen kommen. Er kann also - um das obige Beispiel noch einmal aufzugreifen - eine Prüfungsordnung studieren, ohne durch unmittelbare Betroffenheit und Angst in der Flexibilität und Kreativität seines Denkens eingeschränkt zu sein. Das ist auch der Sinn der Lehranalyse bei den Psychoanalytikern: Sie soll den Therapeuten aus der unmittelbaren Verwicklungen mit seinen frühkindlichen Konflikten lösen.

Eine Sonderstellung zwischen subjektiven und objektivierten Symbolsystemen nimmt beobachtbares Verhalten und Handeln ein. Es ist einerseits in subjektiven Symbolsystemen des Handelnden repräsentiert, kann aber andererseits auch vom Forscher losgelöst vom Bewußtsein der erforschten Person als objektiviertes Symbolsystem gesehen werden. Den letzteren Weg schlagen LEITHÄUSER et al. (1977) ein, die sich auf OEVERMANN et al. (1977, 1979) berufen. Beide Forschergruppen suchen in Protokollen von Interaktionsszenen (z.B. familiärer Art oder aus Gruppendiskussionen) nach "latenten Sinnstrukturen", wobei sie ganz bewußt von den Intentionen der beobachteten Personen absehen. Sie begründen das damit, daß der Sinn alltäglicher Handlungen und Verhaltensweisen z. T. den ausführenden Personen gar nicht bewußt ist.

In dieser Art "objektiver Hermeneutik" werden die untersuchten Personen - wie in der behavioristischen Forschungstradition - als bloße Datenlieferanten verwendet. Obwohl man zugeben muß, daß es sicher auch unbewußten Sinn von Handlungen und Verhalten gibt, bleiben uns die genannten Autoren die Antwort auf die Frage schuldig, warum sie denn nicht versuchen, den blind agierenden Untersuchungsobjekten deren Verhaltensweisen verständlich und einsichtig zu machen und damit einen Beitrag zu ihrer Emanzipation zu leisten.

Teilnahme und Distanzierung

Im Arbeitsleben kennt man den Begriff der "Betriebsblindheit": Ein Arbeiter bemerkt u.U. wichtige Vorgänge oder Zustände in seinem Betrieb nicht (mehr), weil er sich an sie gewöhnt hat oder seine Aufmerksamkeit sich zu sehr auf seine alltägliche Routine verengt hat. Andererseits erscheint auch die Alltags-

weisheit plausibel, daß wir nur etwas verstehen können, das wir selbst erfahren und miterlebt haben.

Das Wahrnehmen der "Welt - zumindest annäherungsweise - aus der ... Perspektive" der erforschten Personen auf der einen Seite und die Fähigkeit, dieser Welt "als ein Fremder gegenüberzutreten" auf der anderen wird von der ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (1976, 108-109) als "Innen-" bzw. "Außenperspektive" bezeichnet, zwischen denen ein "ständiger Wechsel" vorzunehmen ist. LEITHÄUSER et al. (1977, 130-135) dagegen realisieren diese Innen- und Außenperspektive in zwei voneinander deutlich getrennten Forschungsphasen: Im "hermeneutischen Feld I" "passen" sich die Forscher "möglichst reibungslos" dem sozialen Feld der Untersuchung an (131) und registrieren die Interaktionsszenen (Film, Tonband). Im "hermeneutischen Feld II" werden diese Aufzeichnungen dann im Expertenteam interpretiert. Sie schließen sich dabei OEVERMANN et al. (1977, 390) an, die für diese Forschungsphase sogar fordern, die Ton- und Filmaufnahmen "wie Texte zu behandeln, die sich von den Intentionen der Handelnden abgelöst haben als Träger objektiver Sinnstruktur ..." Der Interpret solle sich dabei "nicht auf den Standpunkt des Senders der Texte ... stellen", sondern "auf den ... des allgemeinen, gewissermaßen absoluten Anderen, der ... alle vom Text gedeckten 'Lesarten' der latenten Strukturen in sich vereinigt". Andere Autoren betonen mehr die Teilnahme: "Wenn es auch zu einfach wäre zu sagen, daß jemand nur eine 'Ideologie' versteht, zu der er sich bekennt, so ist gleichwohl schwerlich zu leugnen, daß wir große Schwierigkeiten haben, Definitionen zu begreifen, deren Begriffe die Welt in einer Weise strukturieren, die ganz verschieden von, ja, unvereinbar mit unseren eigenen ist" meint TAYLOR (1975, 214) und pointiert an der gleichen Stelle: "So kann es in den Wissenschaften vom Menschen, soweit sie hermeneutisch sind, eine triftige Antwort auf den Satz 'Ich verstehe nicht' geben, die nicht nur lautet: 'entwickle deine Intuition', sondern radikaler: 'ändere dich!'. Dies ist der Schlußpunkt jeglichen Strebens nach einer wertfreien oder 'ideologiefreien' Wissenschaft vom Menschen."

Auch die Psychoanalyse ist als tiefenhermeneutisches Verfahren besonders im "szenischen Verstehen" auf die Teilnahme des Therapeuten an den Konflikten des Patienten angewiesen: "Der Analytiker tritt in das Untersuchungsfeld unmittelbar ein. Er ist ... nicht Beobachter von außen, sondern Teilnehmer, er unter-

sucht nicht den Patienten, sondern die gemeinsame S i t u a -
t i o n , so wie die Gesellschaftsanalyse nur aus der Posi-
tion der Betroffenheit möglich ist" (LORENZER 1977, 201).

Das Verhältnis von Teilnahme und Distanzierung im hermeneuti-
schen Verstehen ist deshalb so wichtig, weil hier auch das
Problem einer möglichen Ideologisierung durch den Forscher an-
gesprochen ist. Gerade in unserem Ansatz ist die Klärung die-
ser Frage besonders dringend, da wir ja über die Psychologie
des Feststellens hinauskommen wollen und Änderungen des Bewußt-
seins der erforschten Personen und damit vielleicht auch der ge-
sellschaftlichen Realität anstreben. Dieses Programm wäre von
vornherein zum Scheitern verurteilt, wenn wir uns mit der extre-
men Position TAYLORS abfinden würden. Vielleicht ist der Vor-
wurf der Ideologisierung nie völlig zu entkräften, aber wir
müssen wenigstens nach Möglichkeiten der Gegensteuerung suchen.
Nachdem sich in der naturwissenschaftlichen Psychologie die Idee
eines neutralen, objektiven Wissenschaftlers immer mehr als
bloße Fiktion erweist (vgl. Kap.1.1), müssen wir uns jetzt fragen:
In welcher Weise bringt sich der Forscher als Person in die
Forschung ein? Was hat das mit den methodischen Prinzipien der
Teilnahme/Distanzierung zu tun? Stellt sich das Problem auf den
verschiedenen Kommunikationsebenen (Beziehungsebene, themati-
sche Ebene) unterschiedlich dar? Läßt sich die Stelle im Er-
kenntnisprozeß genauer ausmachen, an der die Gefahr einer Ideo-
logisierung durch den Forscher besonders groß ist? - Wir kommen
zur folgenden Konzeption:

1. Auf der Beziehungsebene bringt sich der Forscher als Person
voll ein, d.h. es entwickelt sich ein je individuelles Ver-
hältnis zur erforschten Person, das vor allem auf gegenseiti-
ges Vertrauen und Akzeptieren gegründet sein muß (Begegnung).
Die spontanen Entwicklungsphasen dieser Beziehung entsprechen
dann einer Teilnahme des Forschers, in den metakommunikativen
Phasen distanzieren sich beide Dialogpartner von ihrer Be-
ziehung und betrachten sie aus einer "Außenperspektive".
2. Auf der thematischen Ebene betrachten wir "Teilnahme" als
das Sich-Einfühlen des Forschers in die mentalen Strukturen
bzw. die Lebenssituation der erforschten Person. Das ist das
Gegenteil des Sich-Einbringens des Forschers, nämlich ein
Zurücknehmen der eigenen Person (im Extremfall: vorübergehen-
de Selbstaufgabe). In der Phase der Distanzierung sehen wir
die eigentliche Gefahr der Ideologisierung durch den For-
scher. Wenn er nach alternativen Lesarten sucht, droht ein
Zurückfallen in eigene Ideologien oder Ideologeme.

Als Regulativ gegen diese Gefahr der Ideologisierung sehen wir die strikte Ausrichtung des Forschers auf den Text der erforschten Person auch in der Phase der Distanzierung. Insofern verstehen wir unter Distanzierung nicht das Sich-Lösen vom Text, sondern das Aufsuchen neuer Perspektiven, aus denen der Text mit allen seinen Einzelheiten und seinem Kontext betrachtet wird. Dem Ernstnehmen des Textes dienen auch die phänomenologischen Phasen seiner Untersuchung, die jedem hermeneutischen Bemühen vorausgehen sollten. Darüberhinaus hoffen wir im Dialog-Konsens als Wahrheitskriterium und in dem ständigen Bemühen um Herrschaftsfreiheit der Forschungssituation wirksame Mittel gegen eine Ideologisierung durch den Forscher in der Hand zu haben.

Erklären und Verstehen

Besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Begriffen? Erweist sich einer von beiden bei genauerer Untersuchung als entbehrlich? Sind die Begriffe als Unterscheidungsmerkmal von Natur- und Geisteswissenschaften geeignet? Auf die umfangreiche Literatur zu dieser seit Jahrzehnten geführten "Erklärens-Verstehens-Kontroverse" können wir hier nicht eingehen. Wir beschränken uns auf eine neuere Publikation STEGMÜLLERS (1979), in welcher die bisher von den meisten Geisteswissenschaftlern und Hermeneutikern vertretene Position sehr kritisch beleuchtet wird.

Beginnen wir mit der Frage des genannten Autors, ob denn die Begriffe "Erklären" und "Verstehen" nicht vielleicht völlig disparat seien und damit ihre Gegenüberstellung ebenso "uninteressant und unfruchtbar" wie die von "'Primzahl' und 'Pagei'". Wir suchen diese Frage anhand einer Analyse des alltäglichen Sprachgebrauchs zu beantworten. Auch STEGMÜLLER führt eine Menge von Beispielen aus dem Alltag an, kommt aber dabei nicht auf die m.E. wichtige Tatsache, daß "Erklären" als Begriff verwendet wird für eine "besondere Art von Mitteilung", während "Verstehen" ein "Erkenntnisresultat" bezeichnet. Verstehen - das spielt sich in meinem Kopf ab, wenn ich etwas genauer untersuche; beim Erklären dagegen muß ich reden, was nur sinnvoll erscheint, wenn ein aufmerksamer Zuhörer zugegen ist.

In der Tat handelt es sich also um völlig disparate Begriffe, die gar nicht direkt miteinander verglichen werden können. Trotzdem scheinen sie ja irgendetwas miteinander zu tun zu haben. Bei genauerem Zusehen stellt sich heraus, daß "Verstehen" allenfalls mit dem Begriff "sich-etwas-erklären-können" vergleichbar ist, denn beide sind das Resultat einer Erkenntnis. Und "Erklären" ist vergleichbar mit "Verständnis für etwas vermitteln", "Interpretieren", denn beides sind Vorgänge der Mitteilung.

Wir kommen nun zu einem Vergleich des zweiten Begriffspaares: Ist "erklären" dasselbe wie "Verständnis vermitteln"? Es lassen sich Beispiele finden, in denen kein Unterschied besteht: Der Interpret eines Gedichtes vermittelt mir sein Verständnis; man kann auch sagen: Er erklärt mir, wie er das Gedicht verstanden hat. Aber es gibt auch Gegenbeispiele: Das Verstehen eines Phänomens kann anderen auch mit künstlerischen Mitteln kommuniziert werden: Die Bilder Hyeronimus BOSCHs etwa vermitteln uns ein Verständnis für die Phantasien, Ängste und Sehnsüchte eines im ausgehenden Mittelalter lebenden Menschen. Man kann nun nicht sagen, daß diese Bilder "Erklärungen" seien. Erklärungen sind notwendig verbal, aber auch diese Einschränkung genügt noch nicht. Eine Satire ist auch ein verbales Gebilde und trotzdem ist es keine Erklärung z.B. über soziale Mißstände. Wir können also weiter präzisieren: Erklärungen sind logisch-argumentativ abgefaßte verbale Mitteilungen über das Resultat einer Erkenntnis. Um das Resultat eines Verstehensprozesses mitzuteilen, bedarf es weder notwendig der logisch-argumentativen Formulierung, noch überhaupt einer verbalen Kommunikation. Damit ist die Behauptung STEGMÜLLERS (1979) widerlegt, man könne "jede auf ein Verstehen abzielende Frage so formulieren, daß sie zu einer Erklärung heischenden Frage wird" - abgesehen davon, daß er hier, wie oben ausgeführt, disparate Begriffe miteinander vergleicht.

Nun zu dem anderen Begriffspaar "Verstehen" (können) und "sich etwas erklären" (können). Obwohl es auf einer ganz anderen Ebene liegt, gelten hier ähnliche Unterscheidungskriterien wie beim ersten Begriffspaar. Denn wenn jemand "sich etwas erklären kann", dann meint man damit im allgemeinen, daß die btr. Erkenntnis in seinem Bewußtsein bereits in verbaler und lo-

gisch-argumentativer Form vorliegt und in dieser Eigenschaft auch anderen Personen zu vermitteln ist. Verstehen dagegen kann man vieles, was man sich (zunächst noch) nicht erklären kann. Der Säugling z.B. versteht viele Botschaften seiner Mutter, lange bevor er sie logisch-argumentativ verbalisieren kann. Sehen wir uns dazu noch folgendes Beispiel an:

Wenn ich mir erklären will, warum die Redeweise eines Bekannten so "gelehrt klingt", kann ich vielleicht einmal die Substantiva in seiner alltäglichen Rede auszählen und komme dann zu dem Ergebnis, daß sie einen überdurchschnittlichen Anteil ausmachen. Allerdings laufe ich Gefahr, daß ich meinen Bekannten während meiner Beobachtungen nicht mehr verstehe; dann nämlich müßte ich hinhören, mich auf das einlassen, was er mir mitteilen will - und das kann ich nicht oder nur ungenügend, wenn ich Strichlisten führe.

Verstehen und sich-etwas-erklären sind also zwei qualitativ unterschiedliche Erkenntnisresultate, die unterschiedliche Erkenntnismethoden voraussetzen: Eine rational gesteuerte Analyse, eine systematische Beobachtung dessen, was ich mir erklären will; ein Schauen, Hinhören, Vergegenwärtigen, Sich-Einfühlen in das, was ich verstehen möchte. Es handelt sich um zwei verschiedene Weisen des Menschen, der Welt gegenüberzutreten und mit ihr umzugehen.

Damit sind wir jedoch mit der Analyse der beiden Begriffsbereiche "Erklären" und "Verstehen" noch nicht am Ende. Neue Verwirrung könnte entstehen, wenn wir die Folge "Erkenntnisprozeß - Erkenntnisresultat - Mitteilung der Erkenntnis" weiterverfolgen und auch den Empfänger dieser Mitteilung mit einbeziehen (Abb. 1). "Verstanden" (bzw. "nicht verstanden") wird von ihm nämlich ebensogut eine Erklärung wie auch die Vermittlung dessen, was ein anderer verstanden hat. Das wird sich jedoch als nur scheinbarer Widerspruch zu den bisherigen Überlegungen erweisen, wenn wir uns zunächst genauer mit den Erkenntnisgegenständen des Verstehens bzw. des Sich-Erklärens befassen. Betrachten wir den alltäglichen Wortgebrauch anhand des folgenden Beispiels:

Einen Stein können wir nicht verstehen, wohl aber einen Stein mit Schriftzeichen. Andererseits können wir uns einen Stein nicht erklären, ob er nun Schriftzeichen trägt oder nicht. Erklären können wir uns vielleicht, warum der Stein an dieser Stelle liegt, wie

die Schriftzeichen auf seine Oberfläche geraten sind oder inwiefern er Ähnlichkeiten mit einem anderen Stein aufweist.

Das Beispiel widerlegt den Verdacht STEGMÜLLERS (1979), der Begriff des Verstehens "erfülle den ganzen logischen Raum". Es macht nämlich deutlich, daß wir nur etwas verstehen können, das einen Sinn hat oder haben könnte; und einen Sinn haben ja wohl auch die Erklärungen eines Naturwissenschaftlers. Es handelt sich bei den Gegenständen des Verstehens - allgemein gesprochen - um Symbolsysteme. Auch naturwissenschaftliche oder sonstige Erklärungen sind Symbolsysteme, die Erkenntnisse über irgendwelche Tatsachen, Vorgänge und Zusammenhänge mitteilbar machen sollen. Beim Verstehen kommt es darauf an, den Sinn eines Symbolsystems zu erkennen, Hauptsachen von Nebensachen zu trennen. Wenn ein Symbolsystem im wesentlichen aus einem Gefüge logisch-argumentativer Aussagen besteht, wie in naturwissenschaftlichen Erklärungen, muß der Verstehende eben diese Logik der Argumente erfassen. Aber naturwissenschaftliche Erklärungen können auch (meist implizit) Ideologien transportieren und dann hat der besser verstanden, der nicht nur das erkennt, was der Erklärende explizit sagen will, sondern auch, was er gleichzeitig unterderhand vermittelt.

Der entscheidende Punkt ist also der: Wenn wir eine Erklärung verstehen, e r f a s s e n w i r z u n ä c h s t n u r e i n S y m b o l s y s t e m, ein Gebilde aus Worten, die zu Sätzen verbunden sind, die wiederum in einem bestimmten Zusammenhang zueinander stehen. Das muß man unterscheiden von den Tatsachen, Vorgängen und Zusammenhängen, ü b e r die in einer Erklärung gesprochen wird. Wir alle kennen ja aus dem Alltag die Erfahrung, daß wir eine Erklärung sehr wohl verstanden haben, gleichwohl aber nicht in der Lage sind, nun unsererseits eine Erklärung (über die uns erklärten Zusammenhänge) abzugeben. Die Redewendung "eine Erklärung verstehen" besagt also durchaus nicht, daß die beiden Begriffe "erklären" und "verstehen" austauschbar seien, wie das STEGMÜLLER (1979) unterstellt, weil die "Erklärung" in der obigen Wendung von einem Menschen A stammt, der vorher sich selbst etwas erklärt haben muß und das "verstehen" sich auf eine Person B bezieht, die (nun nicht etwa dieses "etwas", das sich A erklärt hat, sondern zunächst nur) die "Erklärung" erfaßt, also ein sprachliches Gebilde.

Erklärungen und Symbolsysteme überhaupt sind also intentional, immer auf ein "etwas" bezogen. Ich teile dabei keineswegs die Warnung von OEVERMANN et al. (1979, 359) vor einem "intentionalistischen Vorurteil", weil ich als "intentional" nicht nur die bewußten Ziele und Absichten eines Texturhebers (wie offenbar OEVERMANN et al.), sondern auch - mit v.WRIGHT (1974, 20) - "die Bedeutung eines Zeichens oder Symbols und den tieferen Sinn einer sozialen Institution oder eines ... Ritus" und - mit GRAUMANN & METRAUX (1977, 43) - "nicht mehr bewußte Gewohnheits- und Fehlhandlungen ..., auch präreflexives Gewahren" verstehe.

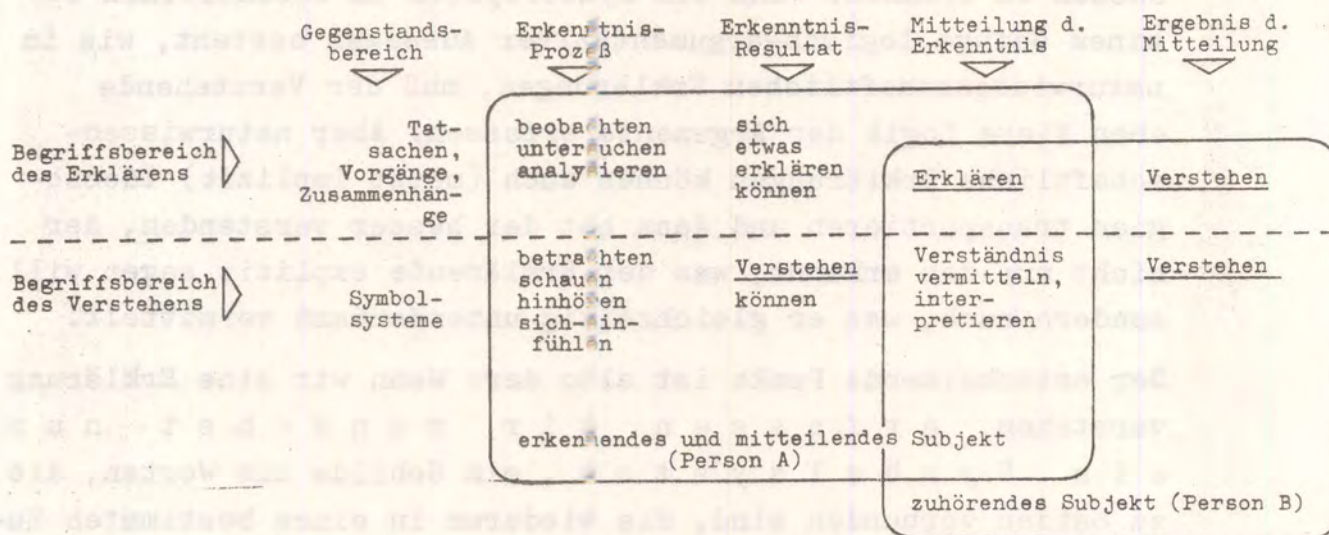


Abb.1 Vergleich der beiden Begriffsbereiche
"Erklären" und "Verstehen".

Nach dieser Analyse der Begriffsbereiche von Erklären und Verstehen wenden wir uns jetzt den Erkenntnisprozessen selbst zu, die diesen beiden Begriffsbereichen zugeordnet sind. Wir hatten bereits vermutet, daß es sich um qualitativ unterschiedliche Prozesse handelt, die wir mit "beobachten, untersuchen, analysieren" im Fall des Erklärens umschrieben haben und mit "betrachten, schauen, hinhören, sich-einfühlen" im Fall des Verstehens. Das wollen wir jetzt genauer untersuchen.

Die wichtigste Frage ist dabei das Verhältnis zwischen Theorien bzw. theoretischen Konstrukten und den empirischen Daten. Bei naturwissenschaftlichen Erklärungen geht es darum, den empirischen Sachverhalt als die Realisation eines Naturgeset-

zes zu interpretieren. Der empirische Sachverhalt kann z.B. darin bestehen, daß eine Mutter eine bestimmte Verhaltensweise ihres Kindes nicht mehr belohnt und das Kind diese Verhaltensweise unterläßt. Das kann als die Realisation eines Lerngesetzes interpretiert werden, nach dem Reaktionen verschwinden, wenn sie nicht mehr belohnt werden ("negative Verstärkung"). Ein solches Vorgehen setzt aber voraus, daß die empirischen Daten in einer ganz bestimmten Weise zu einem Sachverhalt zusammengefügt werden - z.B. das Ausbleiben der kindlichen Verhaltensweise mit dem Nicht-Belohnen der Mutter. Das ist keineswegs selbstverständlich; das kindliche Verhalten könnte mit tausenden von anderen Vorgängen in der Umwelt des Kindes in Verbindung gebracht werden - warum gerade mit dem Verhalten der Mutter? Weil der Beobachter, der Wissenschaftler, bereits eine Theorie im Kopf hat, von der er vermutet, daß sie auf den vorliegenden Fall anwendbar ist. Das ist der Sinn der berühmten POPPERSchen Formulierung, Beobachtungen seien "immer Interpretationen im Lichte von Theorien" (POPPER 1966, Orig. 1935, 72).

Auch das Verstehen eines Symbolsystems setzt voraus, daß dieses System als eine Einheit erscheint, daß also eine gewisse Menge empirischer Daten als zusammengehörig, eben als "System" betrachtet werden (z.B. eine Menge von Schriftzeichen als Text). Im Unterschied aber zu den naturwissenschaftlichen Daten ergibt sich die Zusammengehörigkeit nicht erst aus einer Theorie, sondern sie ist bereits Bestandteil der Empirie. Erfahren werden Symbolsysteme nämlich 1. als Gestalt und 2. in einem konkreten Lebenszusammenhang.

zu (1): Wie schon in der Bezeichnung "Symbolsystem" enthalten, treten sie uns in der Regel als eine geordnete Menge von Zeichen entgegen, zwischen denen bestimmte syntaktische und semantische Beziehungen bestehen. Daraus ergibt sich die Wahrnehmung einer vom Hintergrund abgehobenen Gestalt, die häufig zusätzlich durch räumliche oder akustische Merkmale sowie durch das Medium, das die Zeichen trägt, akzentuiert wird: Die Grammatik, Interpunktion und räumliche Gliederung eines schriftlichen Textes, sein inhaltlicher Zusammenhang und das Blatt Papier, das Heft oder das Buch als sein Medium lassen erkennen, was zusammengehört. Das gleiche gilt für die "Verlaufsgestalten" der Sprechmelodie, eines Liedes oder eines Tanzes. Diese Verlaufsgestalten reichen vor allem für das banale Verstehen in der Alltagskommunikation aus, um zu erkennen, welche Zeichen zu einem Symbolsystem gehören und in welche Teilsysteme es zweckmäßigerweise zerlegt werden kann.

zu (2): Neben der Syntaktik und Semantik der Zeichen eines Symbolsystems ist für sein Verstehen immer auch die pragmatische Komponente erforderlich, also die Kenntnis des konkreten Lebenszusammenhangs, in dem das Symbolsystem produziert wird oder wurde. Das ist - wenn wir das wieder gestaltpsychologisch betrachten - der Hintergrund, vor dem das Symbolsystem überhaupt erst Gestalt annehmen kann - oder, um einen Begriff von POPPER (1966, Orig. 1959, 362) zu verwenden, ein Teil des "Hintergrundwissens".

Daß naturwissenschaftliche Daten erst durch eine Theorie, ein Gesetz "zusammengehalten" werden, Symbolsysteme dagegen durch ihren Sinn, ihren Verweis auf irgendeine Lebenspraxis, wird in der "Frankfurter Schule" schon seit langem vertreten - und zwar auch durch den in Psychologenkreisen weniger bekannte statistischen Zweig dieser Schule. So hat etwa HARTWIG bereits 1956 formuliert (zit. n. MENGES 1976):

"Nennt man in den Naturwissenschaften einen Begriff einen allgemeinen, so ... weil die einzelnen Fälle, die er unter sich befaßt, sämtlich ... von ein und demselben 'Gesetze' durchgehend beherrscht sind, und der 'Begründungszusammenhang', in dem die Gesamtheit dieser 'Gesetze' zu einer 'Theorie' wird, ist gar kein anderer als der Naturzusammenhang selber. Die Allgemeinheit eines kulturwissenschaftlichen und mithin auch eines sozialwissenschaftlichen Begriffs dagegen besteht darin, daß die individuellen Gegenstände, die er zu geordneten Wirklichkeitsbereichen zusammenzuschließen versucht, sämtlich auf ein und diesselben, historisch je und je vorgegebenen menschlichen, Werte (und 'Zwecke') in Gedanken bezogen werden, und als einen Sinnzusammenhang pflegt man dasjenige zu bezeichnen, was die Gesamtheit eines solchen Wissens zu einem theoretischen Ganzen macht ... Am 'Erklären' der Wirklichkeit (aus 'Gesetzen') ist nurmehr nichts, an ihrem 'Verstehen' (aus dem Sinne) alles gelegen."

HABERMAS (1973, 205) - um einen Vertreter des soziologischen Zweiges der Frankfurter Schule zu zitieren - sieht das Vorgehen eines naturwissenschaftlich orientierten Sozialwissenschaftlers in einem

"Zurechtstutzen einer subjektiv geprägten, konkreten Erfahrung ... an die universellen Ausdrücke einer Theoriesprache, in der Namen von Individuen nicht auftreten können", daß also "die singulären Erfahrungen mit den abstrakt allgemeinen Kategorien in Übereinstimmung gebracht werden müssen".

Über die "menschlichen Werte und Zwecke", auf die Symbolsysteme verweisen, können natürlich ebenfalls Theorien gebildet

werden - wie z.B. die psychoanalytischen Triebtheorien. Aber die Begriffe dieser Theorien sind bewußt vage gehalten, sie konkretisieren sich nicht in abstrakten Definitionen, sondern in jedem Einzelfall, der mit ihrer Hilfe erforscht wird. Dieser ist der feste Bezugspunkt hermeneutischer Forschung, der ernst genommen wird; ihm müssen sich die abstrakten Kategorien bis zu einem gewissen Grad anpassen. "Typische" Einzelfälle bilden die "paradigmatische Beispielsmenge" (STEGMÜLLER 1973, siehe auch unseren Abschnitt 2.1.1), in der die Bedeutung solcher Begriffe wie "Verdrängung", "orale Fixierung", "Unbewußtes", "Widerstand" usw. vermittelt wird, oder auch die eines literaturhistorischen Begriffs wie "Pastourelle", um ein Beispiel STEGMÜLLERs (1979) aufzugreifen. Auch die Entwicklung solcher Konzepte wie das der "unscharfen Mengen" ("fuzzy sets", ZADEH 1965), in dem die binäre Zugehörigkeitsfunktion eines Elementes zu einer (Teil-) Menge verallgemeinert wird zu einer unendlichwertigen Zugehörigkeitsfunktion, zeigt, daß auf der Grundlage der klassischen Definitionslehre ("nächst höhere Gattung, artbildender Unterschied") und eines überhöhten Präzisionsanspruches an theoretische Begriffe in vielen Bereichen keine Forschung mehr betrieben werden kann.

Was den "hermeneutischen Zirkel" betrifft, hatte ich eingangs bereits erwähnt (S. 30), daß ich die STEGMÜLLERsche Deutung als "eigensprachliches Interpretationsdilemma" bevorzuge; im übrigen teile ich die Auffassung dieses Autors, daß dieser Begriff nicht unbedingt als Unterscheidungskriterium zwischen dem Sich-Etwas-Erklären und dem Verstehen geeignet ist. Andererseits kann ich auch nicht seine Argumentation nachvollziehen, das Hintergrundwissen sei in den Geisteswissenschaften nicht von den Fakten zu trennen, wohl aber in den Naturwissenschaften. Ich habe jedenfalls keine Schwierigkeiten, in seinem Beispiel "drei .. Handschriftenexemplare, (die) vor uns liegen" als Symbolsysteme zu betrachten und die Vermutung, daß sie um die Zeit um 1300 entstanden sind und Walther von der Vogelweide ihr Urheber ist, als Hintergrundwissen. Ich stelle es mir sogar in seinem naturwissenschaftlichen Beispiel eher schwieriger vor, zu entscheiden, ob zu dem "Faktum" eines Linienspektrums von einem bestimmten Himmelskörper auch die Kenntnis der Bauart und Funktionsweise des verwendeten Spektrographen, der Filter bei der Aufnahme usw. gehört, oder ob diese Kenntnisse Bestandteil des "Hintergrundwissens" sind.

2.2 Einige Aspekte einer epistemologischen Metatheorie

Wir versuchen jetzt einen Vergleich der phänomenologischen und hermeneutischen Erkenntnistheorie. Als Hintergrundwissen für eine Verständigung dient uns die Erkenntnistheorie der Naturwissenschaften, die den - meist unausgesprochenen - Grundkonsens der experimentell und messend arbeitenden Psychologen darstellt.

Um die verschiedenen Aspekte eines solchen Vergleichs zu entfalten, werden wir uns jetzt einem Grundproblem aller Psychologien zuwenden: Der Frage nach der Erkennbarkeit des Fremdpsychischen. Kann ein Forscher psychische Vorgänge bei anderen Menschen beobachten, beschreiben und Theorien darüber bilden? Diese für alle Psychologien grundlegende Frage wurde und wird mit sehr unterschiedlichen epistemologischen Objekttheorien beantwortet. Ein Teil davon kann als optimistischer Lösungsversuch betrachtet werden: Durch Akte des "Sich-Einfühlens", des "Mitschwingens" hofft man, die psychischen Vorgänge anderer Menschen unmittelbar erfahren zu können. Wir wollen diese optimistische epistemologische Objekttheorie nicht näher darstellen, weil wir auch Lösungsmöglichkeiten auf der Grundlage einer pessimistischen Position sehen: Gestehen wir ein, daß Fremdpsychisches grundsätzlich nicht erkennbar ist - jedenfalls mit jener Bestimmtheit und Fehlerfreiheit, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügen könnte. An dieser Stelle bieten sich nun wieder zwei Lösungen an: Eine solipsistische, bei der der Forscher seine eigenen psychischen Vorgänge untersucht, und hofft, daß sie sich nicht allzusehr von denen anderer Menschen unterscheiden. Das ist ein Verfahren, das uns von der Philosophie her altbekannt ist und das auch die in der Philosophie beheimateten Vorläufer der modernen Psychologie verwendet haben. Auch dieser Lösungsansatz trifft jedoch auf eine weitverbreitete Skepsis, weshalb wir ihn ebenfalls nicht weiter verfolgen und es stattdessen mit einem intersubjektiven Konzept versuchen: Der Forscher untersucht grundsätzlich die psychischen Vorgänge *a n d e r e r* Personen)*. Da wir aber bereits die Nichterkennbarkeit des Fremdpsychischen akzeptiert haben, bleibt jetzt zu diesem Gegenstandsbereich nur noch der mittelbare Zugang, bei dem die erforschte Person dem For-

)* Möglicherweise ist das überhaupt das einzige Kriterium, das Philosophie und Psychologie im weiteren Sinn unterscheidet!

scher Mitteilungen macht über ihre psychischen Vorgänge. Damit tritt die Sprache als das zentrale Forschungsinstrument in Erscheinung, wenngleich wir auch alle anderen denkbaren Kommunikationsmedien bis hin zur Kunst in Erwägung ziehen können. Freilich sehen wir uns an dieser Stelle sofort mit einem neuen Argument konfrontiert: Sind alle psychischen Vorgängen überhaupt kommunizierbar? Müssen wir nicht ständig mit Verzerrungen, Verdrängungen, mangelnder sprachlicher Kompetenz bis hin zur bewußten Lüge rechnen? Und wenn wir diese Fehlerquellen selbst untersuchen wollen: Geraten wir nicht in einen Regreß, weil wir dabei wiederum auf die Mitteilungen der erforschten Person angewiesen sind? Auch hier bietet sich wieder eine optimistische und eine pessimistische Lösung an: Die pessimistische führt zum Behaviorismus. Erkennt man die Unlösbarkeit des Verzerrungsargumentes an, wie wir die obigen Einwände bezeichnen wollen, bleibt nur die Elimination des Psychischen als Gegenstand der Beobachtung)*, die "Wissenschaft von der Seele" wird zur "Wissenschaft vom Verhalten".

Aber auch außerhalb des Behaviorismus gibt es Lösungsansätze auf der Grundlage einer pessimistischen Einschätzung des Verzerrungsarguments. Die "objektive Hermeneutik" von OEVERMANN et al. (1977, 1979, siehe 2.1.2) wäre hier einzuordnen, aber auch ein zweiphasiges Forschungskonzept von GROEBEN & SCHEELE (1977, 51-64). Dabei wird in der ersten, dialogischen Phase die "Rekonstruktionsadäquanz" der naiven Theorien der erforschten Person mittels eines "dialog-konsenstheoretischen Wahrheitskriteriums" überprüft. Das heißt, die erforschte Person teilt ihre naiven Theorien dem Forscher mit, der sie in eine Form bringt, die sich der von wissenschaftlichen Theorien möglichst annähert)**. Diese Rekonstruktion legt er der erforschten Person zur Beurteilung vor und ändert sie ggf. so lange, bis diese zustimmen kann, also Konsens erreicht wird. In einer zweiten "falsifikationstheoretischen" Phase muß dann die "Realitätsadäquanz" der in der ersten Phase erhobenen subjektiven Theorien der erforschten Person "selbstverständlich anhand eines klassischen (externe Beobachtung einschließenden) Falsifikationskriteriums" (57) überprüft werden. Auch diesen Ansatz werden wir nicht weiter verfolgen, da er offensichtlich ent-

)* Dem widerspricht nicht, daß psychische Vorgänge als "hypothetische Konstrukte" im Neobehaviorismus akzeptiert werden.

)** Ob wissenschaftliche Theorien überhaupt die geeignete Form liefern für die Rekonstruktion naiver Theorien, wird von GROEBEN & SCHEELE gar nicht weiter untersucht. Wir bezweifeln das jedenfalls, worauf wir aber erst im Kapitel zur dialogischen Hermeneutik zurückkommen werden.

wickelt wurde, ohne die bis dahin immer nachhaltiger vorgetragene Kritik am Falsifikationsismus, insbesondere in den Sozialwissenschaften, zu berücksichtigen (vgl. z.B. MERTENS & FUCHS 1978, 115 - 120; dort weitere, insbesondere auch ältere Literatur). Es kann ja bis heute nicht eine psychologische Theorie vorgeführt werden, die aufgrund einer empirischen Widerlegung endgültig aus dem Wissenskörper der Psychologie eliminiert worden wäre - was GERGEN (1981) zu der Einschätzung veranlaßt, daß wir heute in der psychologischen Theorienbildung nicht weiter seien als zur Jahrhundertwende.

Wir wollen an dieser Stelle der Argumentationskette erstmals die optimistische Variante wählen. Wir glauben zwar auch nicht, daß das Verzerrungsargument völlig auszuräumen ist, aber es kann doch zumindest abgeschwächt werden. Vielleicht gibt es doch Kriterien, die es dem Forscher ermöglichen, den Wahrheitsgehalt einer Mitteilung der erforschten Person über ihre psychischen Vorgänge zu beurteilen, ohne daß er in den oben erwähnten Regreß gerät. Wir werden uns mit derartigen "Wahrheitskriterien" im Abschnitt 2.2.4 näher befassen. Im übrigen käme dem Forscher die Aufgabe zu, die Verzerrungsinstanzen zumindest während des Forschungsprozesses (also ggf. nur vorübergehend) auszuschalten oder unwirksam zu machen. Das sieht in der phänomenologischen Erkenntnistheorie grundsätzlich anders aus als in der hermeneutischen. In beiden wird aber eine dialogische Ausrichtung erforderlich (siehe 2.2.3).

2.2.1 Das Verzerrungsargument und seine Lösungsversuche in der Phänomenologie und Hermeneutik

Wenn wir also daran festhalten, daß sich Psychologie mit psychischen Phänomenen befaßt, aber die Skepsis vieler teilen, diese Phänomene als Forscher bei anderen Menschen unmittelbar beobachten zu können, sind wir auf Mitteilungen dieser anderen Menschen über ihre psychischen Vorgänge angewiesen. Dabei müssen wir aber zahlreiche Möglichkeiten der Verzerrung in Rechnung stellen, die auf dem Weg vom Ablauf des psychischen Phänomens bei der erforschten Person über die Symbolisierung (sprachliche Formulierung) bis hin zur Informationsverarbeitung durch den Forscher eintreten können.

Der Versuch, diese Verzerrungsinstanzen auszuschalten, erfolgt in der phänomenologischen Erkenntnistheorie im Zusammenhang mit den

Bestrebungen, zu einer unmittelbaren, uninterpretierten Erfahrung zurückzufinden (siehe 2.1.1 und 2.2.2). Dabei wird sich entweder zeigen, daß unverzerrte Erfahrung phänomenal identisch ist mit verzerrter, daß also die Verzerrung durch eine nachträgliche Uminterpretation der Erfahrung erfolgt. Es würden also bisher nicht akzeptierte, z.B. verbotene sexuelle Impulse einer Mutter ihrem Kind gegenüber, phänomenal als sexuell erkannt werden während sie vorher "nur" als zärtlich interpretiert wurden.

Oder die Verzerrungsinstanzen sitzen tiefer: Dann aber würde sich, nach allem, was die Psychoanalyse bisher über derartige Mechanismen in Erfahrung gebracht hat, die unter dem Einfluß von Verzerrung zustandegekommene Erfahrung phänomenal in charakteristischer Weise von unverzerrter Erfahrung unterscheiden. Treten also - um das obige Beispiel noch einmal aufzugreifen - ursprüngliche sexuelle, verbotene Impulse durch die Wirkung von Verzerrungsinstanzen phänomenal als Angst in Erscheinung, dann unterscheidet sich diese neurotische Angst (z.B., das Kind könnte in die Hand eines "Sittenstrolches" fallen) phänomenal in charakteristischer Weise von einer entsprechenden Realangst. Diese Unterscheidung wäre dann immerhin ein notwendiger (wenn auch vielleicht kein hinreichender) Schritt zu einer Aufklärung über die hier wirksamen Verzerrungsinstanzen und damit zu ihrer Aufhebung.

Exkurs: Psychoanalyse als psychologische Metatheorie

Dem Leser mag es an dieser Stelle etwas verwirrend erscheinen, daß wir die Psychoanalyse zur Begründung einer phänomenologischen Erkenntnistheorie bemühen - wird doch die Psychoanalyse gemeinhin als (tiefen-) hermeneutisches Verfahren bezeichnet. Dieser Widerspruch erweist sich als nur scheinbarer, wenn wir berücksichtigen, daß theoretische Konzepte der Psychoanalyse hier lediglich zur Fundierung einer phänomenologischen Erkenntnistheorie im Rahmen einer phänomenologischen Methodologie herangezogen werden, aber nicht zur Erfassung der Gegenstände einer phänomenologischen Psychologie selbst. Das heißt: Wenn die phänomenologische Erkenntnistheorie einmal begründet ist, kann der Phänomenologe die dabei verwendeten psychoanalytischen Konzepte vergessen. In seiner eigentlichen Forschungsarbeit braucht er sie nicht. In der Hermeneutik ist das anders. Sofern man sich dort psychoanalytischer Konzepte bedient, braucht man sie zur Erfassung des Gegenstandes

der Forschung, zur Interpretation eines Symbolsystems, eines Traumes etwa. Hier ist die Psychoanalyse also Objekttheorie, auf das Objekt der Forschung bezogen. Damit widerspreche ich der Position LORENZERS (1974, 155 ff), der - in Anlehnung an FREUD - die Psychoanalyse als "Metapsychologie" betrachtet. Seine Beispiele (S. 172) belegen eindeutig, daß hier Psychoanalyse nicht in Aussagen über eine Psychologie verwendet wird (dann wäre sie Metapsychologie), sondern in Aussagen über den Gegenstandsbereich psychoanalytischer Erkenntnis (hier: die ödipale Konfliktsituation eines Patienten).

Lo-

Eine Grundthese der hermeneutischen Erkenntnistheorie ist es, daß sich Verzerrungsmechanismen als **W i d e r s p r ü c h e** im S y m b o l s y s t e m, das gedeutet werden soll, niederschlagen. Bei dem Versuch, diese Widersprüche in einem Metatext aufzuklären, müßten diese Verzerrungsmechanismen dann zutage treten - oder, pointierter formuliert: Ein Symbolsystem kann erst zufriedenstellend interpretiert, d.h. vollständig in einem kohärenten Metatext dargestellt werden, wenn die ggf. bei seiner Produktion wirksam gewesenen Verzerrungsinstanzen erkannt werden. Damit wäre wiederum die Möglichkeit für eine Aufklärung über diese Verzerrungsinstanzen gegeben und damit eine zumindest notwendige Voraussetzung für deren Aufhebung.

Während also der Phänomenologe Interpretationen möglichst ausschalten will, um damit auch Verzerrungsinstanzen zu eliminieren, sind sie für den Hermeneutiker gerade das geeignete Mittel, um dieser Verzerrungsinstanzen habhaft zu werden. Wir werden dieser unterschiedlichen Rolle der Interpretation im Erkenntnisprozeß im nächsten Abschnitt genauer nachgehen.

2.2.2 Die Rolle der Interpretation in den Erkenntnistheorien

"... Beobachtungen und erst recht Sätze über Beobachtungen ... (sind) immer I n t e r p r e t a t i o n e n der beobachteten Tatsachen ... i m L i c h t e v o n T h e o r i e n .." Mit diesem Satz hat POPPER (1966, Orig. 1934, 72) die Gültigkeit der empirischen Grundlagen einer Wissenschaft relativiert: Ein und dasselbe Phänomen führt zu einer anderen Feststellung, je nach der Theorie, vor deren Hintergrund dieses Phänomen gesehen wird. Wenn ein Mensch plötzlich aufschreit, zu Boden stürzt und um sich schlägt, sind "vom Teufel besessen sein" und "einen epileptischen Anfall haben" zwei verschiedene Feststellungen, je nachdem, über welche Theorie der Beobachter verfügt. Soll aber die Empirie die Basis der Theoriebildung sein, muß diese Relativierung von Beob-

achtungssätzen bedacht werden. Verschiedene erkenntnistheoretische Positionen können danach unterschieden werden, wie das Problem der Interpretationsbedürftigkeit der Realität gehandhabt wird. Eine Möglichkeit ist die

Einengung des Interpretationsspielraumes: nomothetische Psychologie.

Ihre Methodologie kann aus dem Versuch abgeleitet werden, den Interpretationsspielraum eines beobachteten Phänomens **e i n z u - e n g e n**. Das Verhalten einer Versuchsperson, an einer bestimmten Stelle eines Antwortbogens ein Kreuzchen zu machen, muß z.B. eindeutig als "Intelligenzleistung" interpretierbar sein - wenn mit dem Kreuzchen z.B. die richtige Antwort auf eine Denkaufgabe gekennzeichnet wurde. Ist das gleiche Verhalten auch als "Zufallslösung", "Gedächtnisleistung" oder "Abschreiben vom Nachbarn" interpretierbar, ist die Validität dieses Tests gefährdet. Die Retest-Reliabilität ist infragegestellt, wenn das beschriebene Verhalten auch als "einmalige Leistung" interpretierbar ist (die bei der nächsten Testung auch ganz anders ausfallen kann). Die Objektivität eines Testergebnisses muß bezweifelt werden, wenn ein Punktwert auch als "durch den Auswerter beeinflusst" interpretierbar ist. Besonders soll hier betont werden, daß alternative Interpretationen nur der **M ö g l i c h k e i t** nach behauptet werden müssen (also nicht faktisch nachgewiesen sein müssen), um den Wert der Daten infrage zu stellen.

Auch die Kontrolle von Störvariablen in der empirischen Forschung durch Konstanthalten, Ausbalancieren der Versuchspläne, Randomisierung der Versuchspersonengruppen und sonstige Techniken können als der Versuch betrachtet werden, den Interpretationsspielraum eines empirischen Phänomens **e i n z u e n g e n**. Es soll ausschließlich als die vom Forscher hergestellte bzw. ausgewählte (abhängige oder unabhängige) Variable interpretierbar sein. Erst dann kann ein Forschungsergebnis eindeutig als das Resultat der vom Forscher gesetzten Bedingungen interpretiert werden.

Die Einengung des Interpretationsspielraums erfolgt **v o r** der Datenerhebung, sodaß das Datum selbst als nicht mehr interpretationsbedürftig angesehen wird: es ist zum "datum brutum" (TAYLOR 1975, 175) geworden.

Erweitern des Interpretationsspielraumes in der hermeneutischen Erkenntnistheorie

Die Hermeneutik leitet ihre Berechtigung aus der These ab, daß die Zeichen eines empirisch vorfindbaren Symbolsystems eben nicht immer eindeutig interpretierbar sind und daß bestimmte Symbolsysteme erst hinreichend verstanden werden können, wenn zusätzliche Interpretationen seiner Zeichen gefunden werden. Das Ziel ist es zwar, möglichst nur einen optimalen Metatext zu erhalten; aber um dieses Ziel zu erreichen, müssen viele Interpretationsmöglichkeiten versucht werden. Ein wesentlicher Schritt in der hermeneutischen Erkenntnistheorie besteht also in der Ausweitung des Interpretationsspielraums. Und auch nach Abschluß des Interpretationsverfahrens bleiben mehrere Deutungen eines Zeichens bestehen, z. B. eine "vordergründige" und eine "hintergründige". Wenn eine Interpretation etwa den Anspruch erhebt, die Widersprüche eines Symbolsystems aufzuklären, dann sind ja diese Widersprüche als Grundlage der Interpretation nur konstatierbar, wenn die Zeichen zuerst einmal in ihrem vordergründigen Sinn gedeutet werden. Wenn z.B. in der Psychoanalyse der Trauminhalt "Pferd" als "Vatersymbol" gedeutet wird, dann muß vorher sichergestellt sein, daß der Trauminhalt - vordergründig - mit "Pferd" auch richtig interpretiert wurde.

Elimination der Interpretation in der phänomenologischen Erkenntnistheorie

Die Rede von der grundsätzlich interpretierten Erfahrung setzt voraus, daß man mindestens gedanklich eine "reale Außenwelt" unterscheidet von Erfahrung als "Bewußtsein von dieser Außenwelt". Um eine Erfahrung als "interpretiert" zu erkennen, müßten wir aus unabhängigen Quellen Kenntnis von dieser "realen Außenwelt" haben. Erst dann könnten wir Diskrepanzen zwischen ihr und dem Bewußtsein über sie überhaupt erst feststellen und von irgendeiner "Interpretation" reden. Wie aber sollen wir anders als durch eben diese Erfahrung Kunde von dieser "realen Außenwelt" erhalten?

Wie man sieht, geraten wir mit der Rede von einer grundsätzlich interpretierten Erfahrung sehr schnell in unlösbare erkenntnistheoretische Probleme. Die zunächst so kritisch und aufgeklärt wirkende Position erweist sich bei näherem Zusehen als nicht konsequent zuende gedacht, sie transportiert implizit eine Erkenntnistheorie des Realismus, die explizit von ihren Vertretern gewiß nicht geteilt wird.

Auch der Phänomenologe kann dieses Problem nicht lösen. Es wird aber ausgeschaltet zusammen mit der phänomenologischen Reduktion auf Bewußtsein. Damit verschwindet dieser Dualismus "reale Außenwelt" und "Bewußtsein davon". Das Bewußtsein allein ist jetzt noch Gegenstand der Untersuchung. Damit wird die Rede von "interpretierter Erfahrung" gegenstandslos. Es gibt diese beiden Realitätsebenen nicht mehr, zwischen denen Diskrepanzen auftreten könnten.

Der Phänomenologe bestreitet damit weder, daß Erfahrung etwas mit einer "realen Außenwelt" zu tun habe, noch verneint er die Existenz dieser Außenwelt grundsätzlich. Er gibt lediglich zu, daß weder er noch irgend ein anderer Erkenntnistheoretiker eine Antwort auf die Frage weiß, wie wir diese "reale Außenwelt" uninterpretiert erkennen könnten und formuliert dann seine Aufgabe so, daß sich dieses Problem nicht mehr stellt.

Das Problem der interpretierten Erfahrung ist aus der phänomenologischen Untersuchung verschwunden, aber es existiert nach wie vor an anderer Stelle. Um weiter darüber zu reden, müssen

wir verschiedene Sprachebenen unterscheiden. Begeben wir uns anhand eines Beispiels zunächst einmal auf die

Objektebene: Eine Mutter ist überzeugt, ihrem Kind gegenüber ausschließlich liebevolle Gefühle zu haben und sich dementsprechend zu verhalten. Ein Psychologe beobachtet aber, daß sie es oft auch versteckt-aggressiv behandelt. Für den Phänomenologen ist auf der Sprachebene der

epistemologischen Objekttheorie die Erfahrung der Mutter: "Ich behandle mein Kind ausschließlich liebevoll" als Bewußtsein genauso "real" wie jedes andere Bewußtsein; es kann weder als "interpretierte", noch als "uninterpretierte Erfahrung" bezeichnet werden, weil es mit den Beobachtungen des Psychologen gar nicht direkt verglichen werden kann. Dessen Beobachtungen sind nämlich Erfahrungen eines anderen Menschen aus einer anderen Perspektive. Der Phänomenologe nimmt sich nicht das Recht heraus, eine der beiden Erfahrungen als "realistischer" als die andere einzustufen und ist deshalb nicht in der Lage, im einen Fall von "interpretierter", im anderen von "uninterpretierter Erfahrung" zu reden, noch auch nur von unterschiedlichen Graden der Interpretation. Auf der

epistemologischen Metatheorie unterstellen wir jetzt einmal, die Beobachtungen des Psychologen hätten einen höheren "Realitätsgehalt" als die Erfahrungen der Mutter - was, wie vorn bereits erwähnt, eine Erkenntnistheorie des Realismus voraussetzt. Diese schwächen wir aber gleich dadurch ab, daß wir sie - es ist ja nur eine Unterstellung - in konditionaler Form vertreten: "Wenn es überhaupt eine erkennbare reale Außenwelt gibt ...". Führen wir nun zweitens als Begriff innerhalb der epistemologischen Metaebene ein die "Interpretationsarbeit", worunter wir verstehen wollen: "Wenn es überhaupt eine erkennbare reale Außenwelt gibt, sind Erfahrungen mit einer umso höheren Interpretationsarbeit verbunden, je weiter sie sich von dieser realen Außenwelt entfernen". Nehmen wir nun drittens an, daß das Ausmaß der Interpretationsarbeit in irgendeiner Form auf das Bewußtseinsphänomen durchschlägt - daß sich also Erfahrung, die weit von der "Realität" entfernt ist, sich im Inhalt und/oder Modus (z.B. in einem der Glaubensmodi) in charakteristischer Weise von einer "realitätsgetreuen" Erfahrung unterscheidet. Gehen wir die verschiedenen Sprachebenen der Reihe nach wieder zurück und sehen wir nach, welche Konsequenzen sich zunächst auf der

epistemologischen Objekttheorie ergeben. Der Phänomenologe kann jetzt darauf vertrauen, daß das Problem der "interpretierten Erfahrung", der "verzerrten Wahrnehmung" auch in seinen Forschungen angegangen wird, ohne daß er jemals von "interpretierter Erfahrung", von "verzerrter Wahrnehmung" redet oder in seiner Erkenntnistheorie voraussetzt. Er braucht in seinem Objektbereich

mit derartigen Begriffen nicht zu arbeiten, er muß nur Bewußtsein, so wie er es vorfindet, ernst nehmen und es möglichst differenziert beschreiben. Dann wird jeder Erkennende selbst - also in dialogischer Forschung der Forschungspartner - auf jene Unterschiede in Inhalt und/oder Modus der Erfahrung stoßen, die - sollten die obigen Annahmen zutreffen - auf die unterschiedliche "Interpretationsarbeit" zurückgehen und "verzerrte" von "unverzerrter Erfahrung" unterscheiden helfen. - Gehen wir weiter zurück auf die

Objektebene unseres Beispiels. Vielleicht macht die Mutter irgendwann im Laufe der phänomenologischen Untersuchung (wir können uns vorstellen, es handele sich um eine Gesprächspsychotherapie) die Erfahrung: "Ich behandle mein Kind auch versteckt-aggressiv". Sie wird die Diskrepanz zu ihrer früheren Erfahrung bemerken und z.B. auf Unterschiede in einem der Glaubensmodi stoßen, sodaß sie schließlich einer der beiden Erfahrungen den Vorrang gibt. Welcher - das hängt u.a. davon ab, ob es dem phänomenologisch arbeitenden Psychologen gelungen ist, eine angstfreie, vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre herzustellen.

2.2.3 Monologische und dialogische Erkenntnis

Dialogische Erkenntnis entsteht unter den Bedingungen eines Dialogs, monologische Erkenntnis dann, wenn der Erkennende allein ist. Auch wenn der jeweilige Dialogpartner den Erkenntnisprozeß des anderen beeinflussen kann, vermag ich mir dialogische Erkenntnis - wie jede Erkenntnis überhaupt - nicht anders als die eines Individuums vorzustellen. Dialogpartner sind ein oder mehrere Forscher sowie eine oder mehrere erforschte Personen.

Der Dreh- und Angelpunkt des hier vorgestellten Ansatzes, wie er in den vorangehenden Abschnitten wissenschafts- und erkenntnistheoretisch vorbereitet wurde, ist nun folgender:

- Forschungsgegenstand sind die B e w u ß t s e i n s i n - h a l t e d e r F o r s c h u n g s p a r t n e r .
- Diese Bewußtseinsinhalte werden nicht - wie im Neobehaviorismus und weiten Bereichen der "kognitiven Psychologie" - als hypothetische Konstrukte, sondern als e m p i r i - s c h e T a t s a c h e n betrachtet.
- Diese empirischen Tatsachen werden nicht mehr - wie in traditioneller psychologischer Forschung - vom Forscher, sondern v o m F o r s c h u n g s p a r t n e r konstatiert.

- Die Rolle des Forschers besteht hauptsächlich darin, im Dialog optimale Bedingungen für die Erkenntnisprozesse des Forschungspartners herzustellen.
- Gütekriterien für die Forschungsergebnisse werden nicht nur aus der Datenqualität abgeleitet, sondern vor allem auch daraus, wie weit diese Optimierung der Erkenntnisbedingungen für den Forschungspartner gelungen ist.

Als Dialog betrachten wir ein Gespräch über ein wichtiges Thema unter zwei oder mehr gleichberechtigten Gesprächspartnern, von denen jeder zumindest auf den jeweils vorangehenden Gesprächsakt eines anderen eingeht. Die wichtigsten Begriffe dieser Definition explizieren wir folgendermaßen:

- "wichtiges Thema" : Es genügt, wenn das Thema wenigstens für die Beteiligten wichtig ist. HENNE & REHBOCK (1979, 9), die sich auf Meyer 1982 berufen, fordern ein Thema "von allgemeiner menschlicher Wichtigkeit".
- "gleichberechtigt": Jedem der Beteiligten wird die gleiche Einflußnahme auf den Gesprächsverlauf zugebilligt (HABERMAS 1971, 137).
- "Gesprächsakt": "Sprachliche und gestisch mimische minimal-kommunikative Gesprächseinheit" (HENNE & REHBOCK 1979, 182). Sprechakte sind die spezifisch sprachliche Teilmenge der Gesprächsakte.
- "eingehen": Dabei genügt es uns nicht, wenn lediglich das Thema aufgegriffen oder beibehalten wird, das im vorangehenden Gesprächsakt angesprochen wird. Es muß der spezifische Inhalt des Gesprächs-aktes oder eines Teiles davon aufgegriffen werden - was natürlich nicht ausschließt, daß der Sprecher gleich wieder eigene Gedanken, Interpretationen und Verarbeitungsweisen einbringt. Dieses "Eingehen" wird in den Schemata der formalen Struktur von Dialogen (und Monologen) berücksichtigt, die wir - in leicht modifizierter Form - von RIEGEL (1980, 114 - 121) übernehmen (Abb. 2).

Von dialogischer Erkenntnis reden wir dann, wenn sie unter den Bedingungen eines Dialoges zustande kommt. Viele Autoren fassen den Begriff des "dialogischen" weiter, sodaß darunter etwa auch die "innere Zwiesprache eines Menschen mit sich selbst", das Denken in Rede und Gegenrede und ähnliche Erscheinungen fallen. Ohne die Berechtigung eines solchen weiteren Begriffs des Dialogischen in Abrede zu stellen, wollen wir ihn jedoch im vorliegenden Text einschränken auf das wirkliche Gespräch zwischen mindestens zwei Menschen.

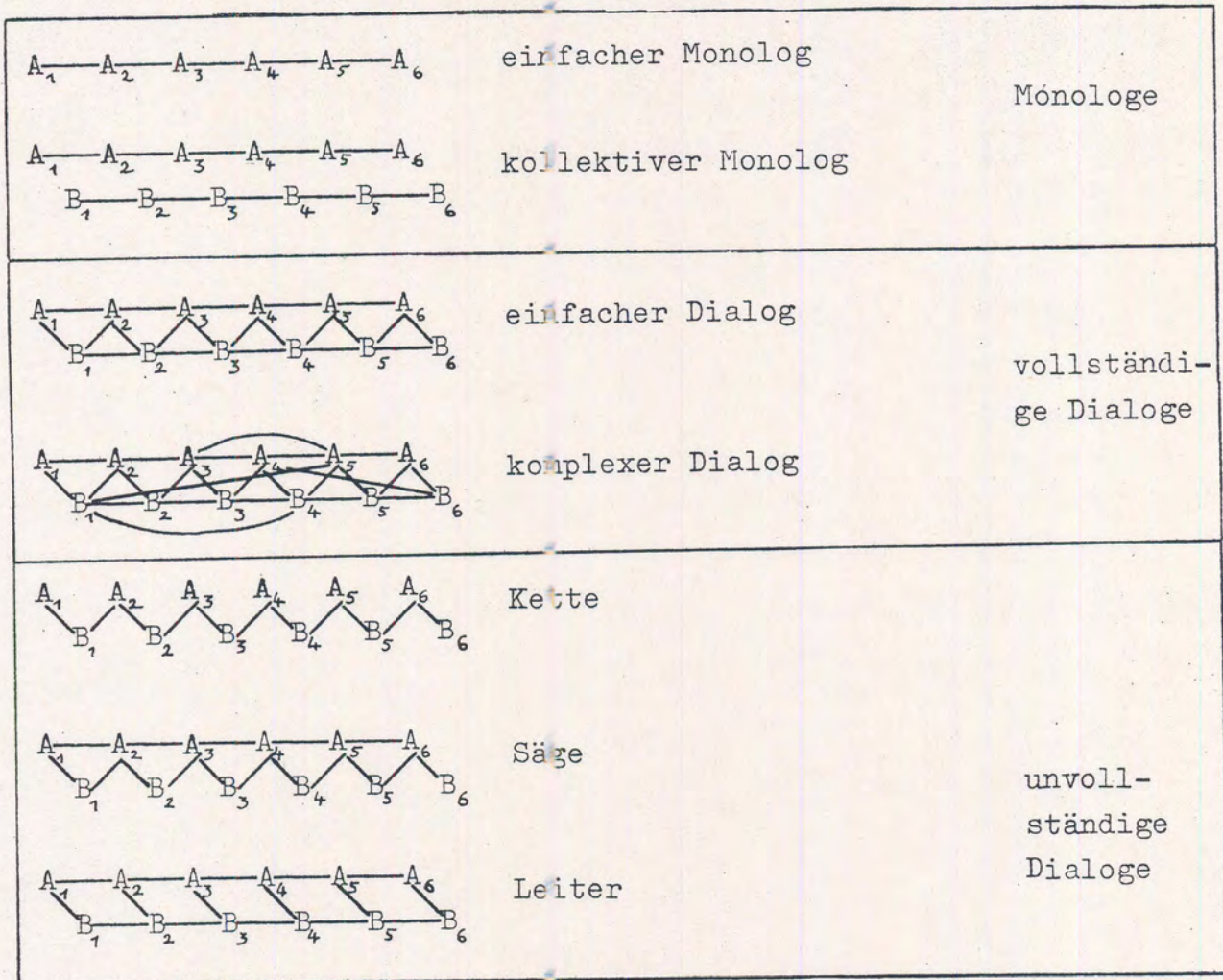


Abb. 2: Monolog- und Dialogstrukturen (nach RIEGEL 1980). Die Buchstaben stehen für Gesprächsakte eines Sprechers, die Indizes kennzeichnen die zeitliche Abfolge. Die Linien bilden die Relation zwischen je zwei Gesprächsakten ab "... nimmt Bezug auf ...".

Herrschaftsfreiheit im Dialog ist ein notwendiges, wenngleich nicht hinreichendes Kriterium für die Wahrheit dialogischer Erkenntnis. Notwendig deshalb, weil dem Beherrschten im Dialog Meinungen, Sichtweisen und Interpretationen aufgenötigt werden können, ohne daß er es merkt und er deshalb fälschlicherweise annimmt, es seien seine eigenen. Wenn aber diese Fehlerquelle ausgeschaltet ist, ist das noch kein hinreichendes Kriterium für die Wahrheit dialogischer Erkenntnis, weil diese Wahrheit auch durch andere Bedingungen infrage gestellt werden könnte, z.B. durch Interessenkonflikte desjenigen, der eine Aussage über seine psychischen Inhalte macht oder überhaupt der am Dialog Beteiligten.

Herrschaft im Dialog kann einmal durch individuelle Machtausübung eines Dialogpartners entstehen - sei sie ihm nun bewußt

oder nicht - oder durch gesellschaftliche Zwänge, denen die Dialogpartner gemeinsam ausgeliefert sind.

Der unmittelbar im Dialog persönlich ausgeübten Herrschaft kann man durch Metagespräche (Gespräche über den Dialog als Gegenstand) zu begegnen versuchen und durch ausdrücklich vereinbarte Gesprächsregeln, die Redegleichheit im vorn definierten Sinn herstellen oder aufrechterhalten sollen. Auch kann hierzu ein weiterer Dialogpartner, der sich weniger auf die inhaltliche Ebene des Gesprächs, sondern stärker auf die Beziehungsebene konzentriert, wichtige Hinweise geben oder ein Supervisor, der die Dialoge nachträglich (anhand von Aufzeichnungen) beurteilt.

Eng verbunden mit der Vorstellung eines herrschaftsfreien Dialogs ist die der Symmetrie: HABERMAS (1971, 137) sieht eine "ideale Sprechsituation" dann als gegeben, wenn "für alle möglichen Beteiligten eine symmetrische Verteilung der Chancen, Sprechakte zu wählen und auszuüben, gegeben ist". BUBER (1979, 296) stellt fest, daß ein "echtes Gespräch" schon "... infrage gestellt (ist), wenn ein noch so geringer Teil der Anwesenden von sich und von den anderen als solche empfunden werden, denen keine aktive Beteiligung zugeordnet ist".

Diese Symmetrieforderung darf nicht überinterpretiert werden. Neben der hier zur Debatte stehenden Redegleichheit gibt es eine Reihe von anderen Dimensionen eines Gesprächs, auf denen durchaus Asymmetrie bestehen kann, ohne daß die "ideale Sprechsituation" infrage gestellt ist. Asymmetrisch verteilt sein kann die Interessenlage der Beteiligten, deren emotionales Engagement und intellektuelle, sprachliche, sachliche und kommunikative Kompetenz; selbst die Richtung des Informationsflusses kann zwischen den Dialogpartnern durchaus einseitig verteilt sein. Ein herrschaftsfreier Dialog wird zwar immer schwieriger, wenn zu viele dieser Asymmetrien zusammenkommen; am Beispiel eines Gesprächs, in dem einer nach dem Weg fragt und der andere nach bestem Wissen Auskunft erteilt, kann man sich aber sofort klarmachen, daß selbst bei Asymmetrien auf allen sieben der genannten Ebenen die Herrschaftsfreiheit nicht notwendig infrage gestellt ist.

Die mittelbar im Dialog wirksame Herrschaft verweist auf die Lebenssituation der Beteiligten: "Die Idee der Wahrheit, die sich am wahren Konsens bemißt, impliziert die des wahren Lebens. Wir können auch sagen: Sie schließt die Idee der Mündigkeit ein. Erst

die formale Vorwegnahme des idealisierten Gesprächs als einer in Zukunft zu realisierenden Lebensform garantiert das letzte tragende kontrafaktische Einverständnis, das uns vorgängig verbindet und an dem sich jedes faktische Einverständnis, wenn es ein falsches ist, als falsches Bewußtsein kritisiert werden kann" (HABERMAS 1973, 155).

Beide Formen der Herrschaft - die unmittelbar und persönlich im Dialog ausgeübte und die mittelbar durch die Lebensform der Beteiligten bedingte - können oft erst im Nachhinein konstatiert und nur schrittweise aufgehoben werden. Herrschaftsfreiheit ist deshalb nur eine regulative Zielidee. Wenn wir sie gleichwohl als notwendig für die Wahrheit dialogischer Erkenntnis betrachten, folgt daraus eine Relativierung des Wahrheitsanspruchs: Wahr ist dialogische Erkenntnis nur in dem Ausmaß, in dem wir uns der Herrschaftsfreiheit angenähert haben. Werden Herrschaftselemente erst im Nachhinein aufgedeckt, muß sofort auch dialogische Erkenntnis, die bis dahin als wahr galt, erneut infrage gestellt werden.

Fassen wir diese Relativierung noch allgemeiner, können wir von einer kontextuellen Gebundenheit dialogischer Erkenntnis reden. Das heißt, die Wahrheit einer Erkenntnis muß relativ gesehen werden nicht nur zu dem Ausmaß der jeweils erreichten Herrschaftsfreiheit, sondern zu dem konkreten Zusammenhang überhaupt, in dem die Erkenntnis gewonnen wurde. Der Wahrheitsanspruch gilt also zunächst auch nur für die jeweilige Dialogsituation mit dem (den) jeweiligen Dialogpartner(n). Ein alltägliches Beispiel hierfür ist die Beobachtung, daß ein bestimmtes Verhalten einer Person innerhalb einer Kleingruppe, z.B. einer Familie, von den anderen Mitgliedern heftig kritisiert, aber gleichzeitig nach außen verteidigt wird. Über ein und denselben Sachverhalt können so ganz unterschiedliche, sich z.T. sogar widersprechende Aussagen gemacht werden. Es wäre problematisch, eine davon als "richtig" und die anderen als "falsch" zu betrachten. Aus der Grundposition der kontextuellen Gebundenheit ist vielmehr die Situation denkbar, daß alle Aussagen richtig sind, eben in ihrem jeweiligen dialogischen Kontext. DEVEREUX (1973, 337) macht geltend, daß alle Daten, auch die in den konventionellen Verhaltenswissenschaften, "eindeutig die Produkte der Interaktion zwischen dem Beobachter und dem Beobachteten" seien und bezeichnet sie deshalb als "dyadische Daten".

Auf der anderen Seite schließt ein reflexives Subjektmodell, die Vorstellung von einem mündigen Menschen, auch eine gewisse Autonomie des Individuums in seinen wechselnden sozialen Umfeldern

ein. Seine handlungsleitenden Kognitionen sollen zwar flexibel sein, aber sich nicht von einer Situation zur anderen völlig ändern und damit unberechenbar werden. Monologische Erkenntnis, die im Allein-Sein, in der Besinnung auf sich selbst gewonnen wird, ist deshalb als notwendiges Korrektiv zur dialogischen Erkenntnis zu betrachten. Dabei wird die kontextuelle Gebundenheit der dialogischen Erkenntnis wieder ein Stück zurückgenommen - keineswegs vollständig - aber immerhin so weit, daß wir uns einem ausgewogeneren Verhältnis zwischen Flexibilität und Autonomie des Individuums annähern können. Methodologisch kann das so umgesetzt werden, daß wir empirische Daten grundsätzlich als Ausschnitt aus einem Erkenntnisprozeß der erforschten Person betrachten, der aus einer Folge monologischer und dialogischer Erkenntnisschritte besteht.

Methodisch heißt das: Wenn auch die Datenerhebung selbst im Dialog erfolgt, wird doch monologische Erkenntnis systematisch miteinbezogen. Der Forscher fordert die erforschte Person immer wieder auf, über dialogisch gewonnene Erkenntnisse allein nachzudenken (natürlich auch: sich mit anderen darüber auszusprechen) und das Resultat im nächsten Dialog mitzuteilen. Die Erhebungssituation besteht also aus einer Reihe von Dialogen mit dazwischenliegenden monologischen Reflexionsphasen.

Damit gewinnen wir gleichzeitig auch ein weiteres Regulativ gegen Herrschaftsmechanismen, die sich - u.U. unbeabsichtigt und zunächst unbemerkt - in den Dialog eingeschlichen haben. Die erforschte Person ist in den monologischen Phasen derartigen Einflüssen nicht mehr (oder nicht mehr so stark) ausgeliefert. Sie kann so entsprechende Korrekturen an ihren Erkenntnissen vornehmen und sie im nächsten Dialog dem Forscher mitteilen.

2.2.4 Wahrheitskriterien

Einleitend muß ausdrücklich betont werden, daß es uns im folgenden geht um die Wahrheit von

- singulären Aussagen (und nicht um Gesetzesaussagen, seien sie deterministisch oder probabilistisch)
- welche die erforschte Person (und nicht der Forscher)
- über ihre eigenen psychischen Inhalte (und nicht über Daten der äußeren Welt, einschließlich des Verhaltens) macht.

Die Wahrheit derartiger Aussagen kann und soll nicht mehr nur - wie in der naturwissenschaftlichen Psychologie - vom Forscher allein, sondern auch (oder nur) von der erforschten Person beurteilt werden.

Die fünf Wahrheitskriterien, derer wir uns bedienen wollen, können drei Hauptbereichen zugeordnet werden:

1. Notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzungen für die Wahrheit einer Aussage: Sie muß (a) richtig verstanden werden können und es dürfen (b) keine Bedingungen aufweisbar sein, welche die Aussage (bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unbeabsichtigt) verzerren oder verfälschen.
2. Die Wahrheitskriterien im engeren Sinn sind Merkmale der Aussage selbst oder des Kontextes, in dem sie stehen, nämlich: (a) die Kohärenz mit dem Kontext und (b) die Korrespondenz zwischen Aussage und Sachverhalt.
3. Sind die Konsequenzen einer Aussage zu prüfen, die aus ihrer Wahrheit folgen. Das ist das Kriterium der Praxis. Es ist hinreichend, aber nicht notwendig, da es nicht auf alle psychologischen Aussagen anwendbar ist.

Wir wollen diese Kriterien an einem Alltagsbeispiel kurz illustrieren und dann im einzelnen genauer behandeln.

Sagt Person A zur Person B "ich liebe Dich", könnte B zunächst nachprüfen, ob sie die Aussage überhaupt richtig verstanden hat - etwa durch ein "wie, bitte?" oder das Befragen anwesender Zeugen. Wenn das zufriedenstellend geklärt ist kann B, um sich weiter zu vergewissern, nach Gründen suchen, die A zu einer Lüge veranlaßt oder sonstwie bewirkt haben könnten, daß sich A "selbst etwas vormacht". Fehlen solche verzerrenden Bedingungen, braucht das aber immer noch kein hinreichender Grund für die Wahrheit der Aussage "ich liebe Dich" zu sein. Das Vertrauen steigt jedoch, wenn B feststellt, daß die Aussage von entsprechenden mimischen und gestischen Äußerungen begleitet war und daß sie sich auch in frühere Sympathiebekundungen von A einreihen läßt - daß also Kohärenz zwischen allen diesen Äußerungen besteht. Um immer noch bestehende Zweifel auszuräumen, kann B nun A auffordern, doch einmal selbst gewissenhaft zu prüfen, ob die Aussage auch wirklich mit dem psychischen Zustand korrespondiert, den sie beschreibt. Schließlich wird B aber auch erwarten, daß den Worten Taten folgen, daß also die Liebesbeteuerung in der Praxis eingelöst wird.

Die Erfüllung dieser Wahrheitskriterien muß in jedem Fall zunächst einmal monologisch geprüft werden. Erst dann kann der Dialog-Konsens als Metakriterium der Wahr-

heit hinzutreten: Er ist ein Kriterium für die Erfüllung von Kriterien. Der Dialog-Konsens allein als Wahrheitskriterium (wie in der "Rekonstruktionsperspektive" bei GROEBEN & SCHEELE 1977, 51 - 58) hängt in der Luft, solange nicht geklärt ist, worauf sich dieser Konsens beziehen soll.

Betrachten wir jetzt die einzelnen monologischen Wahrheitskriterien genauer, immer mitbedenkend, daß sie - mit Ausnahme des Korrespondenzkriteriums, das bei Bewußtseinsdaten nur monologisch zu überprüfen ist - in einem zweiten Schritt durch einen Konsens im Dialog abzusichern sind. Das Konsenskriterium kann dabei nur in dem Maße Gültigkeit beanspruchen, in dem sich der Dialog den Ideal der Herrschaftsfreiheit angenähert hat (siehe Abschn. 2.2.3). Sofern sich Herrschaftselemente aufweisen lassen, sind die monologischen Kriterien dem dialogischen übergeordnet.

Das Kriterium der Verständlichkeit (Intersubjektivität) einer Aussage über einen psychischen Sachverhalt ist notwendig, aber nicht hinreichend. Jeder Dialogpartner muß zuerst einmal subjektive Gewißheit haben, sich verständlich auszudrücken. Danach ist hier natürlich das Konsenskriterium von besonderer Bedeutung. Sichergestellt sein muß zunächst die akustische Verständlichkeit, wenn diese gewährleistet ist, auch die inhaltliche.

Es bestehen gewisse Parallelen zum Kriterium der Objektivität in der naturwissenschaftlichen Psychologie, das ja ebenfalls notwendig, aber nicht hinreichend für die Brauchbarkeit einer Operationalisierung ist. Gemessen wird die Objektivität u.a. durch die Übereinstimmung der Protokollsätze mehrerer Forscher, die den gleichen Vorgang beobachten.

Der Hauptunterschied dieses Kriteriums der Objektivität/Verständlichkeit in den beiden Wissenschaftskonzeptionen besteht einmal darin, daß es in der naturwissenschaftlichen Psychologie um Verhaltensdaten geht, in der dialogischen Forschung aber um psychische Sachverhalte, und daß im ersten Fall die Übereinstimmung zwischen den Forschern geprüft wird - was zwar im zweiten Fall auch nicht uninteressant ist - aber in erster Linie geht es hier doch um die Übereinstimmung zwischen erforschter Person und Forscher.

Das Kriterium des Fehlens verzerrender Bedingungen kann natürlich nie positiv behauptet werden. Man muß sich mit der Feststellung begnügen, "bisher keine gefunden zu haben". Lassen sich verzerrende Bedingungen aufzeigen, begründet das Zweifel an der Wahrheit einer Aussage. Solange keine solchen Bedingungen gefunden werden, kann man die Aussage aufrechterhalten, aber nicht definitiv als "wahr" behaupten. Eine der wichtigsten verzerrenden Bedingungen ist Herrschaft im Dialog (siehe 2.2.3).

Das Kriterium der Kohärenz können wir im Sinne der klassischen Erkenntnistheorie dann als erfüllt betrachten, wenn sich die fragliche Aussage "in ein System bereits anerkannter Aussagen" einfügen läßt, ohne dessen "syntaktische Widerspruchsfreiheit" zu stören (LORENZ 1972). Wenn also eine Bewußtseinsstruktur in ihren Grundzügen rekonstruiert ist - z.B. die Sichtweise einer Person zu einer bestimmten Thematik - dann kann eine neu hinzukommende Aussage als wahr gelten, wenn sie sich widerspruchsfrei in die schon rekonstruierte und von den Beteiligten akzeptierte (Dialog-Konsens) Struktur einfügen läßt. Das Kriterium ist hinreichend, aber nicht notwendig, wie ein Blick auf die Psychoanalyse zeigt. Denn dort hat man es mit zahlreichen Aussagen zu tun, die zunächst als "Fremdkörper" in Erscheinung treten und sich erst nach eingehender Deutung und Verarbeitung in das System bereits etablierter Aussagen (z.B. über eine individuelle Konfliktgenese) einordnen lassen. Solche Aussagen können also zunächst weder als "wahr", noch als "falsch", sondern nur als "interpretationsbedürftig" betrachtet werden. Wenn sich aber eine Aussage reibungslos in die bisherigen Erkenntnisse einordnen läßt, kann sie auch in der Psychoanalyse als "wahr" gelten.

Es bestehen Parallelen zu dem Kriterium der "Konsistenz" in der naturwissenschaftlichen Psychologie. Wenn dort eine eindimensionale Variable durch mehrere Items gemessen werden soll, fordert man eine möglichst hohe Interkorrelation dieser Items. Diese Interkorrelation kann als Operationalisierung der Kohärenz gesehen werden, denn sie erfaßt ja auch eine Form des Sich-Einfügens eines Items in das Gesamtsystem eines Tests. Freilich geht es dort in der Regel um interindividuelle Verhaltensdaten, im Bereich dialogischer Forschung dagegen meist um intraindividuelle Bewußtseinsdaten.

Das Kriterium der Korrespondenz läßt sich - ebenfalls in Übereinstimmung mit der klassischen Erkenntnistheorie - als die Über-

einstimmung einer Aussage mit dem von ihr behaupteten Sachverhalt beschreiben (LORENZ 1972). Merkwürdigerweise vermeiden wir in unserem Bereich - Aussagen über Bewußtseinsinhalte - ein Dilemma, in das ^{man} mit dem Korrespondenzkriterium gerät, wenn es um Aussagen um die äußere Welt (z.B. in der Physik) geht: Um die Übereinstimmung einer Aussage mit dem von ihr behaupteten Sachverhalt zu prüfen, muß ja dieser Sachverhalt selbst erst konstatiert, d.h. ebenfalls in die Form einer Aussage gebracht werden. Man kann also gar nicht die ursprüngliche Aussage mit dem korrespondierenden Sachverhalt vergleichen, sondern nur Aussagen untereinander. Das Korrespondenzkriterium degeneriert so zu einem sprachimmanenten Kohärenzkriterium. Oder man hält an einer "sprachfrei konzipierten Welt der Gegenstände und Tatsachen fest", was man sich aber "auch kaum vorstellen kann" (LORENZ 1972). Das Korrespondenzkriterium "scheint (also) ohne geeignete Relation zwischen sprachlichen Ausdrücken und grundsätzlich sprachfreien Weltausschnitten nicht auszukommen, obgleich jede solche Rede von Welt offensichtlich selbstwidersprüchlich ist. Eine realistisch interpretierte Korrespondenztheorie hat trotz aller Voten ihrer Verfechter keine Chance." (LORENZ 1972).

Diese Chance erhält aber das Korrespondenzkriterium, wenn wir von Aussagen über die "Welt der Gegenstände und Tatsachen" übergehen von Aussagen über Bewußtseinsinhalte. Denn diese können sprachfrei gegeben sein (vielleicht nicht alle, aber die meisten), und jeder kann eine Aussage über seinen eigenen Bewußtseinszustand vergleichen mit dem Bewußtseinszustand selbst und nachprüfen, ob Korrespondenz vorliegt.

Das Kriterium ist notwendig und hinreichend, um die Wahrheit einer Aussage zu behaupten. Es muß aber betont werden, daß es nicht immer leicht ist, zu entscheiden, ob das Kriterium erfüllt ist oder nicht. Denn viele Aussagen beschreiben einen Bewußtseinsinhalt nicht exakt, sondern nur mehr oder weniger zutreffend. Treffende Aussagen lösen oft ein Evidenzerlebnis aus, das an Ausrufen erkennbar ist etwa von der Art: "Ja, genau so ist es!". Wir wollen jedoch die Evidenz nicht als eigenständiges Wahrheitskriterium verwenden, sondern nur als "Hilfskriterium", welches das Vorliegen der "eigentlichen" Wahrheitskriterien anzeigt, insbesondere das Kohärenz- und Korrespondenzkriterium.

Das Kriterium der Praxis ist erfüllt, wenn jemand das tut, was er zu tun gedenkt bzw. zu tun glaubt. Es geht dabei um die Wahrheit von Aussagen über handlungsrelevante Bewußtseinsinhalte mit den gemeinten Handlungen selbst. Die Übereinstimmung zwischen Aussage und Bewußtseinsinhalt wird dabei bereits vorausgesetzt (aufgrund der bisher behandelten Wahrheitskriterien). Das Kriterium der Praxis hat nur einen begrenzten Anwendungsbereich, da es nur für Aussagen über handlungsrelevante Bewußtseinsinhalte gilt; diese können eingeteilt werden in handlungsbeschreibende, handlungsleitende und handlungsrechtfertigende Bewußtseinsinhalte.

Wenn es um Übereinstimmungen geht, muß geklärt werden, auf welcher Ebene etwas miteinander verglichen wird. Betrachten wir beides - Aussage und Handlung - als "data bruta" (TAYLOR 1975, 160), also als nicht interpretationsbedürftige physikalisch beschreibbare Phänomene, oder - wie in der herrschenden Psychologie - als (sprachliches bzw. nicht-sprachliches) Verhalten, wäre ein Vergleich sinnlos. Das eine wäre ein Komplex von Schallwellen, das andere eine Folge von Körperbewegungen. Wenn man in beiden Fällen vom Sinn dieser Phänomene absieht (und das tut ja die herrschende Psychologie) gibt es keine gemeinsame Dimension, auf der ein Vergleich vorzunehmen wäre. Deshalb werden die "Gütekriterien" von Daten in der herrschenden Psychologie (z.B. Reliabilität, Validität) nicht durch einen Vergleich einzelner Phänomene ermittelt, sondern mit Hilfe korrelationsstatistischer Techniken; diese gestatten es ja, "Äpfel mit Rüben" (z.B.: Körperlänge mit Intelligenz) in Beziehung zu setzen.

Dagegen ist auf der Sinnebene der unmittelbare Vergleich einer einzelnen Aussage mit einer einzelnen Handlung möglich. Das Kriterium der Praxis ist also - genauer als oben formuliert - dann erfüllt, wenn der Sinn der Handlung, die im Bewußtsein vorweggenommen oder nachvollzogen wird (und der in der Aussage zum Ausdruck kommt) mit dem Sinn der tatsächlich ausgeführten Handlung übereinstimmt. Wenn also jemand z.B. sagt: "Ich will die Partei XY wählen", dann ist das Kriterium der Praxis erfüllt, wenn der Sinn der

in der Aussage vorweggenommenen Handlung darin besteht, eine Wahlhandlung zu sein und zwar zugunsten einer bestimmten Partei; u n d wenn später die Handlungen des Betreffenden im Wahllokal nur in dem Sinn interpretierbar sind, daß er diese Partei gewählt hat (und nicht z.B. im Sinn des Sich-Lustig-Machens über die Institution der Wahl).

Wenn wir nun - wie später genauer ausgeführt wird - den Sinn von Aussagen über Bewußtseinsinhalte einer erforschten Person in Dialogen mit einem Forscher ermitteln wollen, ergibt sich die Frage, wie wir dann den Sinn von Handlungen ergründen. Zunächst könnte man darauf verweisen, daß Handlungen von Außenstehenden beobachtbar sind, Bewußtseinsinhalte aber nicht; daß wir also bei Aussagen über Bewußtsein notgedrungen auf den Dialog mit der erforschten Person angewiesen sind, bei Aussagen über Handlungen aber auch einen externen Beobachter heranziehen können, der dann allerdings - so weit waren wir in der obigen Diskussion schon gekommen - diese Handlungen nicht auf Verhaltensdaten im Sinne des Neobehaviorismus reduzieren darf, sondern als sinnvolle Phänomene betrachten muß.

Dieser Unterschied in der Erfassung von Bewußtsein und Handlungen wird sich aber bei näherem Zusehen fast ganz verflüchtigen; an beiden Polen - Aussagen über Bewußtsein und Aussagen über Handlungen - werden wir nämlich Abstriche vornehmen müssen. Aussagen über Bewußtsein: Bewußtsein ist ja etwas intentionales, und zwar häufig (nicht immer) auf etwas in der Außenwelt ^{bezogen}. Wenn jemand z.B. sagt: "Ich sehe etwas grünes", können wir ja auch einen externen Beobachter bemühen, der nachsieht, ob da etwas grünes ist. Aber umgekehrt wird der externe Beobachter, der den Sinn einer Handlung ergründen will, sehr schnell auf die Fragen stoßen, die wir bereits bei TAYLOR (1975, 164 - 166, siehe unseren Abschn. 2.1.2) gefunden hatten: Erstens: Sinn für wen? und zweitens: In welchem Feld?

Erstens: Der externe Beobachter könnte herauszufinden suchen, welchen Sinn die Handlung, die er betrachtet, f ü r i h n hat. Das ist so lange unproblematisch, als er einen Sinn findet, den auch der Handelnde selbst konstatiert hat. Aber was geschieht bei Diskrepanzen? Hat dann die Interpretation des Beobachters mehr Gewicht? Das wäre die überhebliche Position eines Wissenschaftlers, aber selbst wenn wir sie akzeptieren: Was spricht denn dagegen,

diese Diskrepanzen in einem Dialog mit dem Handelnden zu klären, ihm die Gelegenheit zu geben, "alternative Lesarten" kennenzulernen und ggf. sein Sinnverstehen zu korrigieren?

Die zweite Möglichkeit bestünde darin, den Sinn der Handlung für den Handelnden zu ergründen. Dann erscheint aber eine dialogische Zusammenarbeit zwischen den Beiden noch naheliegender.

Drittens könnte man so etwas wie einen "objektiven Sinn" postulieren, wie das OEVERMANN et al. (1977, 390 - 391) versuchen. Sie wollen nämlich Protokolle von Handlungen wie Texte behandeln, "die sich von den Intentionen der Handelnden abgelöst haben als Träger objektiver Sinnstrukturen ... Der Interpret stellt sich dabei nicht auf den Standpunkt des Senders des Textes oder des konkret Anderen, der an der Interaktion beteiligt war, sondern auf den Standpunkt des allgemeinen, gewissermaßen absoluten Anderen, der - gedanken-experimentell gesehen - alle vom Text gedeckten 'Lesarten' der latenten Sinnstruktur in sich vereinigt". Ich kann mir einen von allen Subjekten losgelösten Sinn eines Textes nicht vorstellen und teile die Ansicht TAYLORS, daß es Sinn nur für ein Subjekt gibt.

Zweitens: Sinn gibt es auch nur in einem Feld und das heißt - wie wir bereits aus TAYLOR (1975, 164 - 166) zitiert hatten - daß ein Ding Bedeutung nur "in Beziehung zu den Bedeutungen anderer Dinge hat". Um welche "Dinge" geht es nun bei Handlungen? Doch offensichtlich eher um Dinge aus der Lebenswelt des Handelnden - Dinge, die von dort her ihren Sinn beziehen - als um Dinge aus der Lebenswelt des externen Beobachters, der ja (wenn überhaupt) nur eine zufällige Beziehung zu dem Beobachteten hat. Auch hier drängt sich deshalb eine dialogische Klärung der Sinnfragen auf.

Das Ergebnis dieser Überlegungen ist also: Alle Gründe, die bei dem Verstehen sprachlicher Texte, die sich auf Bewußtsein beziehen, für eine dialogische Anordnung sprechen, in der die Erfüllung von Wahrheitskriterien im Dialog-Konsens geprüft wird, sprechen auch für eine dialogische Anordnung beim Verstehen von Handlungen. Die einzige Besonderheit bei der Untersuchung von Handlungen besteht darin, daß der Forscher den Sinn von Handlungen der erforschten Person auch für sich interpretieren kann und dadurch zu weiteren alternativen Lesarten kommt, die er zusätzlich in den Dialog einbringen kann. Das hat die Psychoanalyse mit der Untersuchung von Fehlhandlungen vorgeführt. Oder - um es aus einer phänomenologischen Erkenntnisposition zu beschreiben: Der Forscher kann der erforschten Person im

Dialog mitteilen, wie sich deren Handlung als Phänomen für ihn darstellt und dadurch der erforschten Person die Gelegenheit geben, selbst zu alternativen Lesarten ihrer eigenen Handlungen zu kommen. - Aber in allen Fällen führt kein Weg am Dialog-Konsens vorbei.

Wir betonen das deshalb besonders, weil GROEBEN & SCHEELF hierzu 1977 eine völlig andere Position entwickelt und - soweit ich das überblicken kann - in ihren nachfolgenden Forschungen auch umgesetzt haben. Während sie zur Rekonstruktion von subjektiven Theorien einen dialogisch-hermeneutischen Ansatz wählen und überzeugend begründen, wollen sie zur Ermittlung der "Realgeltung" dieser Theorien anhand von "Verhaltensdaten", die von einem "externen Beobachter" gesammelt werden, anstelle des Dialog-Konsens auf das "klassische Falsifikationskriterium" des behavioristischen Paradigmas zurückgreifen (1977, 57 - 58). Es ist aber nicht möglich, Daten miteinander zu vergleichen, die keine gemeinsame Vergleichsdimension haben: Bewußtseinsinhalte, deren Sinn ermittelt und Verhaltensdaten, die in physikalischen Einheiten gemessen bzw. gezählt werden. Daß die Autoren selbst diese argumentative Schwäche ihres Konzepts an dieser Stelle spüren, ist an der auffallenden Häufung suggestiver Sprachformen in ihrem Text erkennbar: "praktisch nur dadurch ... möglich"; "natürlich"; "eben"; zweimal "selbstverständlich"; "nur durch ... überhaupt erreichbar" (31 bzw. 57 - 58).

Evidenz und Konsens betrachten wir als Metakriterien der Wahrheit singulärer Aussagen, denn sie sind Kriterien dafür, ob eines der bisher angeführten Kriterien erfüllt ist. In monologischen Erkenntnisphasen kann es einem z.B. evident sein, d.h. unmittelbar und zwingend einleuchten, daß das Kriterium der Kohärenz erfüllt ist. In einem Dialog können die Gesprächspartner z.B. darin übereinstimmen - Konsens erzielen - daß das Kriterium der Praxis erfüllt ist.

3. Spezielle dialogische Forschungsmethoden

3.1 Dialogische Phänomenologie

Darunter verstehe ich eine Phänomenologie, die im Rahmen eines Dialoges zwischen einem oder mehreren Forscher(n) und einer oder mehreren erforschten Person(en) (Forschungspartner) als empirische Methode angewandt wird. Obwohl es denkbar wäre, daß die Phänomene, um die es dabei geht, die Erfahrungen des Forschers sind, welche dieser mit dem Forschungspartner macht, soll hier eine andere Konzeption entwickelt werden: Die Phänomene sind grundsätzlich die Erfahrungen der erforschten Person. Anders ließen sich die wissenschaftstheoretischen und erkenntnistheoretischen Forderungen nicht erfüllen, die in den vorangehenden Teilen dieser Arbeit entwickelt und dargelegt wurden. Wie so etwas praktisch aussehen kann, wollen wir uns zunächst am Beispiel der Gesprächspsychotherapie ansehen. Sie wurde zwar primär nicht als Forschungs-, sondern als therapeutische Methode entwickelt. Wie wir sehen werden, läßt sie sich jedoch mit nur geringen Abwandlungen auch als Forschungsmethode verwenden. Ein entscheidender Unterschied besteht jedoch: Bei der dialogischen Phänomenologie als Therapiemethode definieren ein Teil der Personen - die sog. "Klienten" - ihre Rolle über einen Anspruch auf Hilfe, sehen sich selbst also als hilfebedürftig, während die Rolle einer anderen Personengruppe - der sog. "Berater" - als die eines Helfers definiert ist.

3.1.1 Die Gesprächspsychotherapie als Paradigma einer dialogischen Phänomenologie

Vorab sei betont, daß Gesprächspsychotherapie von ROGERS nicht explizit als phänomenologische Methode begründet wurde; sie ist aber phänomenologisch rekonstruierbar. KWIATKOWSKI (1980) stellt dar, daß die Gesprächspsychotherapie von anderen Forschern und Therapeuten auch als naturwissenschaftliche Methode betrachtet wird. Wir können diesen Streit, der bis heute andauert, nicht im einzelnen darstellen und beschränken uns auf die phänomenologische Rekonstruktion.

Sehen wir uns zunächst an, wie die Gesprächspsychotherapie dem Klienten gegenüber dargestellt wird:

"In der Gesprächspsychotherapie ist es wichtig, daß der Klient frei und offen über die ihn belastenden Probleme und Schwierigkeiten spricht. Dabei ist es hilfreich, wenn er seine Gefühle und Empfindungen unmittelbar zum Ausdruck bringt. Die Themen des Gesprächs werden dabei vom Klienten selbst bestimmt. Der Psychotherapeut ist bemüht, dem Klienten ein psychisches Klima zu schaffen, in dem er ohne Furcht und Bedrohung in Ruhe über sich selbst und über die Lösung seiner seelischen Schwierigkeiten sprechen und nachdenken kann. Der Psychotherapeut ist intensiv bemüht, die Gedanken und Gefühle des Klienten zu verstehen und nachzuvollziehen, ohne sie in irgend einer Weise zu bewerten oder zu beurteilen. Er teilt das Verstandene dem Klienten mit, der sich meist darüber weiter äußert. Der Psychotherapeut gibt keine Ratschläge oder Hinweise, was der Klient tun soll. vielmehr schafft er dem Klienten geeignete Bedingungen, daß dieser die für ihn geeigneten und von ihm zu verantwortenden Möglichkeiten und Verhaltensformen sehen und verwirklichen kann." (TAUSCH 1974, 39)

Diese Form des Gesprächs wirkt zunächst sehr "nicht-direktiv" - und dieses Attribut führte ja die Gesprächspsychotherapie in früheren Publikationen häufig. Bei genauerem Zusehen stellt sich aber heraus, daß das Verfahren in einer bestimmten Hinsicht auch ziemlich direktiv (leitend) ist. Pointiert kann man sagen, daß die Gesprächspsychotherapie darin besteht, den Klienten zum Phänomenologen auszubilden. Dabei bietet der Klient seine Erlebnisse als Material für das Training an. Der Therapeut akzeptiert grundsätzlich j e d e s Material, und insoweit ist die Gesprächspsychotherapie tatsächlich nicht-direktiv. Der Therapeut geht jedoch in einer ganz bestimmten Weise mit dem Material um - eben in phänomenologischer - und er akzeptiert auch beim Klienten nur diese Umgangsweise. KROPF (1976, 74) formuliert es so: "Der Inhalt des Gesprochenen (ist) kaum therapeutisch relevant, als vielmehr die Wie-Charakteristik des Sprechens ...". Diese eindeutig direktive Komponente der Therapie wird von den Vertretern dieser Richtung meist nicht eingestanden, aber kurzerhand in (Sprech-) Handeln umgesetzt: "Das Eingehen des Psychotherapeuten auf die gefühlsspezifischen und persönlichen Erlebnisäußerungen des Klienten stellt - im Gegensatz etwa zum Eingehen auf äußere Sachverhalte, andere Personen oder deren persönlich-gefühlsmäßigen Erlebnisäußerungen - eine selektive Verstärkung dieser Klientenäußerungen dar, sodaß in der Psychothe-

rapie in relativ kurzer Zeit der innere Bezugsrahmen des Klienten im Mittelpunkt der Interaktion steht. Dadurch wiederum wird die Zuwendung des Klienten zu seinem eigenen Erleben gefördert ..." (ESSER 1978, 140 - 141). Das sei an dem Beispiel eines therapeutischen Dialogausschnittes erläutert: Auf die Feststellung einer Klientin: "Ja, ich bin meinem Mann überhaupt überlegen ...", die noch durch einige Beispiele aus der Alltagspraxis dieser Klientin belegt werden, antwortet der Therapeut: "Sie fühlen sich auch hier ihm überlegen." (TAUSCH 1974, 123). Wäre der Realitätsgehalt der Aussage von der Klientin noch stärker betont worden, etwa in der Formulierung: "Es ist ganz offensichtlich, daß ich meinem Mann überlegen bin", wäre das vom Therapeuten nur als Glaubensmodus, verbalisiert worden: "Sie fühlen ganz deutlich, daß Sie Ihrem Mann überlegen sind". Diese phänomenologische Reduktion der Klientenäußerungen auf den Bewußtseinsinhalt wird im Verlauf der therapeutischen Sitzungen auch von den Klienten übernommen; sie werden "befähigt ..., eine adäquate Differenzierung des phänomenalen Selbst und dessen Beziehungen zur äußeren Realität vorzunehmen" (SNYGG & COMBS 1949, zit. n. TAUSCH 1974, 16). Für die äußere Realität interessiert sich der Therapeut nicht: "For purposes of understanding psychological phenomena, reality is, for the individual, his perceptions. Unless we wish to involve ourselves in philosophical questions, we do not need to attempt to solve the question as to what really constitutes reality. For psychological purposes, reality is basically the private world of individual perceptions..." (ROGERS 1951, 485)*. In einem therapeutischen Dialog wird das z.B. so realisiert:

Klient: "Ja, aber was ist, wenn ich alles erzähle und es geht trotzdem so weiter?"

Therapeut: Ich weiß, daß Du Dich ziemlich hoffnungslos fühlst, Henry. Ich kann Deine Eltern nicht ändern. Ich kann Dir nur dabei helfen, Deine Probleme selbst zu durchdenken. (Pause) Das ist im Augenblick schwer zu verstehen für Dich, das weiß ich, aber manchmal hilft es.

Klient: Gut ... Ich verstehe es immer noch nicht. Was nützt das alles, wenn sie trotzdem so bleiben, wie sie sind?

Therapeut: Du meinst, was Du tun sollst, wenn sie sich nicht ändern?

Klient: Ja.

)* Der hier entscheidende Gedanke kommt u.E. in der deutschen Übersetzung (ROGERS 1973, 420) nicht so deutlich zum Ausdruck, weshalb wir hier auf das amerikanische Original zurückgreifen.

Therapeut: Ich weiß es nicht genau. Aber ich hoffe, daß wir es zusammen herausbekommen, wenn Du zu mir kommst.

Klient: Angenommen, es dauert zehn oder fünfzehn Jahre und sie machen immer so weiter?

Therapeut: Du überlegst gerade, wie lange Du das aushalten kannst?

Klient: Ja, oh ja. (er weint einige Minuten lang).

Therapeut: Es sieht alles ziemlich düster aus."
(leicht gekürzt aus DORFMANN 1973, 230)

Die logische Konsequenz dieser phänomenologischen Reduktion auf das individuelle Bewußtsein ist es, daß letzten Endes allein der Klient kompetent ist, die Richtigkeit der Rekonstruktionsversuche des Therapeuten zu beurteilen. Damit erhält der Dialog-Konsens einen zentralen Stellenwert in der Gesprächspsychotherapie. Ginge es um die Frage, ob (wie in unserem vorletzten Beispiel) die Klientin ihrem Mann tatsächlich überlegen ist, könnte das der Therapeut ggf. selbst nachprüfen und die Richtigkeit der Aussage beurteilen. Ob es zutrifft, daß die Klientin sich ihrem Mann überlegen fühlt, kann dagegen allein sie selbst beurteilen. Natürlich kann sie sich auch dabei irren - sie kann "sich selbst etwas vormachen" (das betrifft den Glaubensmodus₂). Deshalb ist der Therapeut bemüht, eine Situation herzustellen, in der solche "Fassaden" nicht aufrecht erhalten werden müssen, eine Verteidigungshaltung nicht notwendig ist. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist das volle Akzeptieren des Klienten durch den Therapeuten, das er deutlich in seinem Verhalten zum Ausdruck bringen muß. Weil diese akzeptierende Haltung aber auch eine logische Konsequenz der phänomenologischen Reduktion ist (nur der Klient ist, wie gesagt, kompetent, die Richtigkeit von Aussagen über sein Bewußtsein zu beurteilen), ist die dialogische Situation in dieser Therapierichtung ein sich selbst stabilisierendes System:

- a Die phänomenologische Reduktion verlagert die Kompetenz immer mehr auf den Klienten und zwingt damit
- b den Therapeuten, sich zunehmend auf die Zustimmung bzw. Ablehnung seiner Äußerungen durch den Klienten zu verlassen;
- c das erfährt der Klient als Akzeptiert-Werden durch den Therapeuten, was bei ihm nun
- d zum Abbau von Verteidigungshaltungen führt, sodaß er sich deshalb
- e leichter zu allen seinen unmittelbaren Erfahrungen bekennen kann, also zutreffendere Aussagen über seine Bewußtseinsinhalte macht (in der Terminologie der Gesprächspsychotherapie: Die Selbstexploration wird verbessert, vgl. TAUSCH 1974, 242 - 252). Das aber steigert schließlich

f das Vertrauen des Therapeuten in die Richtigkeit der Aussagen des Klienten über sich selbst. Damit fällt es dem Therapeuten g noch leichter, den Klienten zu akzeptieren, womit wir wieder beim Punkt b angelangt sind.

Kybernetisch betrachtet ist die erfolgreiche Gesprächspsychotherapie ein Regelkreis mit positiver Rückkopplung, der sich "aufschaukelt" und auf einem bestimmten Niveau stabilisiert, weil die Steuergröße "akzeptierende Haltung des Therapeuten" irgendwann ein Maximum erreicht und dort konstant bleiben dürfte.

Indem nun die Fähigkeit des Klienten zur Selbstexploration im Verlauf der Gesprächspsychotherapie zunimmt, wird der Therapeut zunehmend entbehrlicher. Das ist methodologisch insofern bemerkenswert, als auf diese Weise das Problem des Verstehens von Fremdpsychischem umgangen wird: Die Empathie des Therapeuten ist nicht das eigentliche Erkenntnisinstrument, sie dient nur dazu, eine Situation herzustellen, in der sich das zunächst oft nur latent vorhandene (Selbst-) Erkenntnispotential des Klienten entfalten kann. Die entscheidenden Erkenntnisse hat dann nicht mehr der Wissenschaftler, sondern der Klient. Die Gesprächspsychotherapie zeigt damit der Phänomenologie einen Ausweg aus der "solipsistischen Sackgasse", (LEITHÄUSER 1976, 118), in die HUSSERL bei dem Versuch, Intersubjektivität zu begründen, geraten ist. Dieser Ausweg führt von der monologischen zur dialogischen Phänomenologie.

Abschließend wollen wir noch einen kurzen Blick auf die neueren, sog. "erlebnisaktivierenden" Entwicklungen der Gesprächspsychotherapie werfen. Hier ist für uns besonders die Technik des "Zentrierens" ("focussing") interessant, da sie als Realisation der von HUSSERL konzipierten "Wesensschau" gelten kann. Das kommt besonders in der folgenden Anweisung des Therapeuten an seinen Klienten zum Ausdruck:

"Nehmen Sie jetzt auf, was an diesem Gefühl j e t z t i n d i e s e m A u g e n b l i c k neu und frisch ist ... Wenn Sie das jetzt fühlen, dann versuchen Sie bitte einmal, neue Worte und Bilder zu finden, um das näher zu fassen, was ihr gegenwärtiges Gefühl alles beinhaltet ... Lassen Sie die Worte und Bilder sich verändern, bis sie sich so anfühlen, als ob sie Ihre Gefühle zutreffend und genau wiedergeben ..." (ESCHER 1978, 143).

Das Menschen- und Weltbild der Gesprächspsychotherapeuten

Die zentralen Begriffe zum Menschenbild des Gesprächspsychotherapeuten sind - wie in der humanistischen Psychologie überhaupt - Wachstum, Selbstverwirklichung und Reifung (ROGERS 1973, 422 ff; MASLOW 1954, 1973). Diese Eigenschaften werden als dem Menschen angeborene Entwicklungstendenzen gesehen, die grundsätzlich zum Tragen kommen, wenn er sich frei von äußeren Zwängen entwickeln kann. Umgekehrte Entwicklungen einzelner Menschen - also in Richtung auf ontogenetisch frühere Stufen (Regression), Übernahme fremder Lebensziele und größere Abhängigkeit - werden dementsprechend in der Gesprächspsychotherapie und humanistischen Psychologie als Folge äußeren Zwangs gesehen. Diese Postulate gehören zweifellos zum Strukturkern (im Sinne eines Non-Statement-Views von Theorien) der Wissenschaftskonzeption der humanistischen Psychologie und sind insofern empirisch nicht falsifizierbar. Wenn sie zu trivial und verschwommen erscheinen, möge sich die Gegenpositionen vergegenwärtigen:

Sich selbst überlassen neigt der Mensch zur Faulheit, zur bequemen Abhängigkeit und er begnügt sich mit der Befriedigung "primitiver" Bedürfnisse - oder, wie KOHLBERG & MAYER (1972, 472 - 474) es drastisch formuliert haben - der Mensch wird ein "Reaktionär" oder ein "glückliches Schwein". Obwohl derartige Positionen nur selten explizit in wissenschaftlichen Theorien vertreten werden, dürften sie praktisch eine große Rolle spielen - in Alltagstheorien der Erziehung und implizit in vielen wissenschaftlichen Theorien z.B. der pädagogischen Psychologie (PRESZLY & SOMMER 1980). Auf diese Weise kommen die häufig zu beobachtenden Widersprüche zustande zwischen Meinungsäußerungen von Wissenschaftlern und Pädagogen (Übereinstimmungen mit den Forderungen der humanistischen Psychologie) und deren praktischem Verhalten (das oft diesen Forderungen entgegengesetzt ist, wie das z.B. A. TAUSCH 1958 gezeigt hat). Auch das Mißtrauen und die Ablehnung, welche die Antipädagogik (v. BRAUNMÜHL 1975, 1978; MANNONI 1976) und die Forderung nach einer "Entschulung der Gesellschaft" (ILLICH 1973) weithin erfahren, stehen in einem merkwürdigen Gegensatz zu den allgemein akzeptierten Grundpostulaten der humanistischen Psychologie, aus denen "Antipädagogik" und "Entschulung" doch nur logische Konsequenzen sind.

Das Gesellschaftsbild der humanistischen Psychologie und Gesprächspsychotherapie wird in den ^{von} mir bisher durchgesehenen Publikationen nur implizit transportiert. Es läßt sich meist nur rekonstruieren, wenn man untersucht, was n i c h t gesagt wird bzw. durch die Negation der vorliegenden Aussagen.

In seinen Überlegungen und Mitteilungen zum Anwendungsbereich der Gesprächspsychotherapie kommt ROGERS (1973) zu dem Ergebnis, daß sie eigentlich immer und überall brauchbar ist: Sie könne "... in gewissem Sinn tatsächlich auf alle Personen angewandt werden " (214), und zwar nicht nur in der Therapie, sondern auch in allen "Gruppensituationen, die von Mißstimmung und schlechter Gruppenmoral gekennzeichnet" seien (28), in der Schule und Hochschule, in der Industrie, beim Militär und in der Verwaltung, bei der Personalauslese und Beförderung. Die wenigen Einschränkungen der Anwendbarkeit, die ROGERS (1973, 212 - 214) macht, betreffen jedenfalls nicht die gesellschaftliche Situation, in der sich das Individuum befindet, das beraten bzw. therapiert wird. "Jeder Mensch muß für sich selbst Fragen lösen, für die früher die Gesellschaft die volle Verantwortung übernahm (ROGERS 1973, 21). Mit keinem Wort erwähnt er eine u.U. notwendige Änderung gesellschaftlicher Verhältnisse. Ob die oben erwähnte "Mißstimmung und schlechte Gruppenmoral" dadurch zustandekommt, daß Arbeiter unter unmenschlichen Bedingungen arbeiten müssen oder junge Männer in einen Krieg geschickt werden, dessen Sinn sie nicht einsehen, scheint ROGERS nicht von den Fällen zu unterscheiden, in denen es um gruppensdynamische Ursachen geht. Ziel der Gesprächspsychotherapie, die ROGERS (1951, 19) auch einmal als "adjustment counseling" bezeichnet hat, sei es zu helfen, "dem modernen Menschen einen größeren Seelenfrieden zu schenken" (1973, 21).

Folgerichtig vertritt ROGERS (1973, 21 - 22) in bezug auf die Grundlagenforschung zur Gesprächspsychotherapie eine ahistorische Position. Er sieht zwar die Gesprächspsychotherapie selbst als ein "Produkt ihrer Zeit und ihres kulturellen Hintergrundes", in der Forschung ginge es aber darum, zu "Invariablen zu gelangen, die nicht nur für einen Tag oder eine Kultur gelten, sondern darstellen, wie die Natur des Menschen funktioniert". In dieser Beziehung bestehen also durchaus Parallelen zur naturwissenschaftlich orientierten Psychologie, für deren Methoden ROGERS (1973, 22) auch gelegentlich unverhohlene Bewunderung äußert. Das trifft auch für einige

deutschsprachige Vertreter dieser Therapierichtung zu, z.B. für TAUSCH (1974) (vgl. im übrigen KWIATKOWSKI 1980). Die gleichzeitige Verankerung der Gesprächspsychotherapie in der humanistischen Psychologie, die sich ihrerseits aber deutlich von der naturwissenschaftlichen Psychologie distanziert ("dritter Weg", ZUCHA 1981), führt in den bis heute andauernden Grundlagenstreit über die methodologische Orientierung.

Zusammenfassend kann man die Haltung der Gesprächspsychotherapie gegenüber den gesellschaftlichen Bedingungen der menschlichen Existenz mit KROPF (1976, 156) als "Rückzugsgedanken" charakterisieren: "Das Gleichgewicht findet ... der einzelne nicht mehr in der und durch die Gesellschaft, sondern in sich selbst". Hier schlagen offensichtlich die fernöstlichen Einflüsse (Taoismus und Zen-Buddhismus) auf die humanistische Psychologie durch, nach denen das Leiden unausweichlich zur menschlichen Existenz gehöre und als "Kharma" (Schicksal) hingenommen werden müsse (ZUCHA 1981).

Das gesellschaftskritische Potential der Gesprächspsychotherapie

Wir müssen nun prüfen, ob angesichts der im vorangehenden Abschnitt vorgetragenen Kritik an der Gesprächspsychotherapie in ihrer Tendenz, gesellschaftliche Widersprüche und Mißstände aus ihrem Erfahrungshorizont auszublenden, diese ganze Richtung für eine gesellschaftskritische, emanzipatorische Psychologie ungeeignet ist, oder ob doch wenigstens einige Gesichtspunkte dieser Therapieform brauchbar sind bzw. weiterentwickelt werden können.

LEITHÄUSER (1976, 116 - 144) hat das hinsichtlich der Phänomenologie HUSSERLS schon einmal untersucht, die wir ja als erkenntnistheoretische Grundlage der Gesprächspsychotherapie betrachten können. Als positiv stellt er heraus, daß der naive Seinsglaube des Alltagsbewußtseins in der phänomenologischen Reduktion zunächst einmal außer Kraft gesetzt wird. Damit können die Inhalte des Alltagsbewußtseins überhaupt erst infrage gestellt werden, was mindestens eine notwendige (wenn auch vielleicht nicht hinreichende) Bedingung für eine kritische Reflexion ist. Ergänzend können wir hier anfügen, daß sich das Alltagsbewußtsein in der LEITHÄUSERschen Rekonstruktion als eine Ansammlung von "zu Stereotypen zurechtgemachten Restbeständen früherer Ideologien" weitgehend von der konkreten Lebenserfahrung abgelöst hat bzw. diese nur verzerrt symbolisiert. In der Phänomenologie wird aber gerade diese Verbindung zur unmittelbaren

Erfahrung zurückgewonnen, sodaß auch dadurch die Inhalte des Alltagsbewußtseins infrage gestellt werden können. Gesprächspsychotherapeuten charakterisieren die Effekte der Therapie als "größere Offenheit für Erfahrungen, realistischere, weniger verzerrte Umweltwahrnehmungen" (TAUSCH 1974, 210) oder die Fähigkeit des Klienten, von seinen früheren "hochgradigen Abstraktionen" zu "differenzierteren Wahrnehmungen" zu kommen (ROGERS 1973, 140). So können also Widersprüche zwischen Bewußtsein und Erfahrung aufgedeckt werden, sodaß LEITHÄUSER (1976, 117) die Phänomenologie als eine zumindest "im Ansatz dialektische Konstruktion" bezeichnet. Sie sei "in der Lage, die inneren Bornierungen des (mystifizierten, fetischisierenden) Alltagsbewußtseins aufzuzeigen; als Methode der Explikation von Bewußtseinsformen und Erfahrungsstrukturen, die der Mystifizierung unterliegen, sollte Phänomenologie zu der immer wichtiger werdenden Analyse der Überbauaspekte herangezogen werden ..." (144).

Andererseits sieht aber LEITHÄUSER (1976, 116 - 121) Probleme, die Intersubjektivität des Alltagsbewußtseins phänomenologisch zu begründen. Der Versuch von HUSSERL, Fremdpsychisches durch "Appräsentation" erfahrbar zu machen, durch "eine Art des Mit-gegenwärtigmachens" (HUSSERL 1963, 139), sei gescheitert; er habe sich dabei in die "solopsistische Sackgasse" verirrt (LEITHÄUSER 1976, 118).

Wir brauchen hier die Argumente von LEITHÄUSER nicht im einzelnen zu entwickeln, wozu wir ja auch erst noch genauer darstellen müßten, was HUSSERL unter "Appräsentation" versteht. Denn in der dialogischen Phänomenologie zeigt sich ein ^{anderer} Ausweg aus dem Problem der Erkennbarkeit von Fremdpsychischem. Das Problem wird dabei zwar nicht grundsätzlich gelöst (es ist fraglich, ob es überhaupt grundsätzlich zu lösen ist), aber es wird in seiner erkenntnistheoretischen Bedeutsamkeit herabgesetzt. Die Grundlagen hierfür haben wir bereits im Zusammenhang mit der Darstellung der Methode der Gesprächspsychotherapie (6.3.1) behandelt: In einer dialogischen Phänomenologie hat der Wissenschaftler nur noch die Aufgabe, die zu erforschende Person selbst zum Phänomenologen auszubilden und damit deren reflexive Kompetenz zu erhöhen; damit wird sie vom Erkenntnisobjekt zum Erkenntnissubjekt. Das ist ja das zentrale Anliegen einer emanzipatorischen Psychologie. LEITHÄUSER konnte diesen Ausweg nicht finden, weil er sich von vornherein auf die klassische monologische Phänomenologie beschränkte und z.B. die Gesprächspsychotherapie nicht in seine Überlegungen einbezog.

3.1.2 Dialogische Phänomenologie als Forschungsmethode

Bisher konnten wir nur wenige Beispiele in der Literatur finden, in denen die Technik der Gesprächspsychotherapie als empirische Forschungsmethode außerhalb von Therapie bzw. Therapieforschung verwendet wurde.

GALLIKER (1980) hat Gespräche mit ca. 100 Arbeitern, Angestellten, Beamten und Selbständigen über ihre Arbeit geführt. Bei den Gesprächsregeln, die er dabei beachtete, beruft er sich mehrfach auf einen "RODGERS" (so auch im Literaturverzeichnis). Gemeint ist aber offensichtlich ROGERS. GALLIKER übernimmt zwar explizit nicht die phänomenologische Richtung dieser Therapiemethode, indem er sich von der phänomenologischen Reduktion distanziert; ihm ginge es - im Gegensatz zum Verfahren der Gesprächspsychotherapie - nur um die "Widerspiegelung der äußeren Realität" (349). Einige Beispiele aus seinen Dialogen zeigen jedoch, daß er, zumindest gelegentlich, die phänomenologische Reduktion praktiziert. Wenn der Forscher den Satz der eP: "Der Chef nimmt mir immer alle Entscheidungen ab" (345) in der Form widerspiegelt: "Sie sehen, daß Ihnen alle Entscheidungen abgenommen werden" oder "Sie wissen, daß ..." (346), wird der äußere Sachverhalt als Bewußtseinsinhalt genommen, der Sachverhalt wird, ganz im Sinne HUSSERLS (siehe vorn 6.1) "eingeklammert": "Sie wissen (der Chef nimmt Ihnen alle Entscheidungen ab)". Auch eine ganze Reihe ähnlicher einleitender Redewendungen, die GALLIKER vorschlägt für die Aussagen des Forschers zur "Widerspiegelung der (von der erforschten Person) vorgetragenen Sprechakte", stellen eindeutig Glaubensmodi dar im Sinne der Phänomenologie, mit denen ausschließlich B e w u ß t s e i n s i n h a l t e und nicht äußere Realitäten charakterisiert werden können: "Sie meinen ...; glauben ...; sind der Auffassung ...; Sie verstehen das so ...; wenn ich Sie recht verstehe, glauben Sie, daß ..." (345); Sie behaupten ...; Sie beharren darauf ...; Sie haben es satt ..." (347). Gerade durch diese phänomenologische Reduktion der äußeren Welt auf Bewußtsein wird ja die "Distanz zur eigenen Satzproduktion" erreicht, die Möglichkeit, "eigene Erfahrungen gleichsam 'von außen' (zu) betrachten", die auch GALLIKER (1980, 346) für erforderlich hält, um Widersprüche und damit fruchtbare Weiterentwicklungen des Gesprächs zu "entfalten".

EGIDI & BÜRGER (1981) haben Dialoge mit 18 Frauen über das Gefühl sexueller Befriedigung geführt. Dabei betrachteten die Forscherinnen die Frauen "uneingeschränkt" als die "Experten ihrer Sexualität, als allein fähig, Aussagen über den Bereich ihrer sexuellen Befriedigung zu machen. Im grob abgesteckten Rahmen sollten sie die geltenden Schwerpunkte setzen und die Inhalte so bestimmen, wie es für sie richtig und annehmbar war". Ihre Rolle sahen die Forscherinnen lediglich darin, "durch Zusammenfassungen und Wiedergabe von Inhalten mit eignen Worten, sowie durch stetiges Rückspiegeln von Gefühlen den Frauen die Möglichkeit zur Verständniskontrolle und ggf. zur Richtigstellung zu geben, um so eine gemeinsame Verständnisbasis zu sichern". Die Autorinnen berufen sich bei dieser Methode auf ihre Ausbildung in "helfender Gesprächsführung" nach C. ROGERS. Mit jeder der erforschten Frauen fand nur ein Gespräch statt, das auf Tonband aufgenommen und später von den Forscherinnen zusammengefaßt wurde (alle Zitate von S. 39).

Vorbereitet wurden die Dialoge "im Gespräch mit befreundeten Frauen" und "auf dem eigenen Erfahrungshintergrund" (37). Die "Analyse von bestehenden Theorie- und Therapiekonzepten und den daraus ableitbaren Definitionen von sexueller Befriedigung und deren Bedingungen" kam offenbar erst bei der Auswertung der Gespräche zum Tragen.

Grundannahmen und Zielsetzungen unseres eigenen Ansatzes

Zur gesellschaftlichen Relevanz

Unser Grundgedanke ist es, daß eine dialogische Phänomenologie die in den einleitenden Kapiteln herausgearbeiteten Verschleierungs- und Harmonisierungsmechanismen des Alltagsbewußtseins wenigstens vorübergehend und tendenziell außer Kraft setzt. In den Dialogen soll eine Situation hergestellt werden, in welcher der Forschungspartner (die zu erforschende Person) auf diese Mechanismen vorübergehend nicht angewiesen ist und dadurch zu Einsichten gelangt, die den Dialog wenigstens eine gewisse Zeit lang überdauern. Damit erkennen wir an, daß die erwähnten Verschleierungsmechanismen ihre Ursachen in der gesellschaftlichen Situation haben, die natürlich im Dialog nicht aus der Welt geschafft werden kann. Wir gehen aber davon aus, daß - wie es z.B. auch in dem Konzept der Person-Situation-Interaktion (vgl. z.B. LANTERMANN 1979) beschrieben wird)* - diese Verarbeitungsformen des Alltagsbewußtseins als "Persönlichkeitsmerkmale" nicht statischer Natur sind, sondern in bestimmten Lebenssituationen besonders aktiviert werden und in anderen wiederum weniger wirksam sind. Gehen wir mit LEITHÄUSER et al. (1977) davon aus, daß Alltagsbewußtsein u.a. die Funktion hat, Widersprüche zwischen Bedürfnissen, konkreter Lebenserfahrung und akzeptierten Normen zu harmonisieren und dadurch Angst abzuwehren, dürften diese Harmonisierungsmechanismen dann nicht aktiviert werden, wenn die genannten Widersprüche unthematisiert bleiben. Daraus läßt sich die Forderung ableiten, daß nur der Forschungspartner (innerhalb des auch vom Forscher mitbestimmten Rahmenthemas) den inhaltlichen Verlauf des Gesprächs bestimmt. Er kann dann konfliktträchtige Bereiche zunächst aussparen bzw. selbst den Zeitpunkt bestimmen, zu dem sie angesprochen werden. Dadurch ergibt sich eine angstfreie (zumindest angstärmere) Situation gegenüber dem Alltagsleben; dort muß man in jedem Augenblick damit rechnen, daß die Widersprüche zwischen den eigenen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Zwängen die Bewußtseinsschwelle überschreiten und Angst auslösen.

)* Wenn wir hier theoretische Konzepte der herrschenden Psychologie zitieren, steht das nicht im Widerspruch zu unserer grundsätzlichen Ablehnung deren Methodologie; denn auch falsche Methoden können gelegentlich zu richtigen Resultaten führen, die wir zudem nur als Denkmöglichkeiten interpretieren müssen, um die obige Argumentation aufrecht zu erhalten.

Wir teilen die Meinung von WOFSLER de PANAFIEU (1981), nach der die "unmittelbare Thematisierung der psychischen und körperlichen Leiden und Unfähigkeiten, unmittelbare Konfrontation mit gegebenen Arbeitsstörungen und schwierigen Lebenssituationen .. notwendig zu Blockaden und Abwehrhaltungen (führen). Denn Lebenslügen sind Überlebensweisheiten. Und Abwehr bedeutet das Scheitern der Methode der Übung. Denn diese Methode beruht auf dem Grundprinzip 'Sich auf die Situation einlassen'; ohne dieses Prinzip wird weder eine Erfahrung gemacht noch kann sie bewußt werden".

Daraus folgt also, daß der Forschungspartner das Gespräch selbst steuern kann (innerhalb des auch vom Forscher mitbestimmten Rahmenthemas). Auch wenn Konflikt-Vermeidungs-Strategien für den Forscher ganz offensichtlich sind, wird er sie nicht durchkreuzen. Der Forschungspartner muß entscheiden, ob er so viel Vertrauen zu dem Forscher entwickelt und so viel Zuversicht in die Gesprächsmethode hat, daß er Konflikte angehen kann. Wir gehen auch ganz bewußt das Risiko ein, daß bei bestimmten Forschungspartnern dieser Zeitpunkt gar nicht eintritt. In der Tat ist ein Teil der Dialoge, die wir bisher versuchsweise geführt haben, in dieser Hinsicht gescheitert. Sie wurden nach anfänglichem Engagement der Beteiligten nach ein oder zwei Sitzungen immer langweiliger und versandeten schließlich in Wiederholungen und der Aufzählung von Banalitäten. Wir rechnen damit, daß auch in Zukunft ein Teil der von uns geplanten Dialoge in dieser Weise scheitern. Das wäre kein grundsätzlicher Einwand gegen unseren Ansatz. Auch in der herrschenden Psychologie werden immer wieder Versuchspersonen eliminiert, die "unbrauchbare" Daten liefern; auch die herrschende Psychologie hat schon immer mit ausgelesenen, nicht-repräsentativen Stichproben gearbeitet - und das, obwohl sie den Anspruch einer nomothetischen Wissenschaft erhebt, die auf allgemeingültige Gesetze aus ist - ein Anspruch, der freilich immer eine Fiktion geblieben ist und den wir für unseren Ansatz nicht erheben.

Wir müssen einfach akzeptieren, daß nicht jeder Forscher für jeden Forschungspartner der geeignete Gesprächspartner ist; daß nicht jeder Zeitpunkt in der Biographie eines Forschungspartners (den wir zufällig für unseren Dialog gewählt haben) geeignet ist, um Konflikte anzugehen. Wir haben aber auch Dialoge geführt, die positiv verlaufen sind und es gibt auch einige theoretische Überlegungen, die einen solchen positiven Verlauf in vielen Fällen plausibel machen:

Die Überwindung des Alltagsbewußtseins, in dem Konflikte harmonisiert werden, ist vor allem deshalb so schwierig, weil hier die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht als etwas historisch gewordenes und damit grundsätzlich veränderbares gesehen wird, sondern als ein ahistorisches, notwendig gültiges Naturgesetz, als "factum brutum" (z.B.: "Ohne die Autorität des Lehrers lernen die Kinder halt nichts!"). In der phänomenologischen Reduktion wird dieser naive Seinsglaube des Alltagsbewußtseins außer Kraft gesetzt und damit auch jene Denkschemata als das genommen, was sie eigentlich sind: Als Bewußtseinsinhalte. Damit erst gewinnt der Forschungspartner wieder die Verfügung über sein eigenes Bewußtsein - zumindest ist dies die notwendige Voraussetzung dafür. Denn erst jetzt ist für ihn die Frage wieder sinnvoll, wie diese Bewußtseinsinhalte denn überhaupt zustande gekommen sind und ob es sich vielleicht nur um eine m ö g l i c h e - von vielen anderen - Sichtweisen der Welt handelt.

Eine derartige Relativierung der gewohnten Denkschemata ist im phänomenologisch orientierten Dialog auch deshalb eher möglich, weil hier ein Perspektivewechsel vom Forscher grundsätzlich akzeptiert wird und die soziale Atmosphäre nicht stört. Dagegen bedingt die gemeinsame gesellschaftliche Lage (gemeint ist hier der Mikrobereich, z.B. der gemeinsame Arbeitsplatz, die Familie, das Wohnviertel mit seiner je spezifischen sozialen Struktur usw. also Strukturen, denen man sich in der konkreten Lebenserfahrung unmittelbar ausgesetzt fühlt) ein System von impliziten und expliziten Regelungen und Zwängen, kollektive Denk- und Sprachverbote, deren Übertretung die Harmonie und Sicherheit der alltäglichen Interaktion stören würde und die deshalb mit negativen Sanktionen belegt sind. So besteht z.B. in den Alltagsgesprächen bestimmter Gruppen das Verbot, positive Äußerungen über die DDR zu machen. Übertretungen begegnet man gewöhnlich mit der Aufforderung: "Du kannst ja 'rübergangen!'".

Die Wirksamkeit dieser Redewendung gründet sich auf zwei Mechanismen, die wahrscheinlich für sehr viele stereotypisierte Sanktionen der Alltagsrede anzutreffen sind und die im phänomenologischen Dialog beide außer Kraft gesetzt werden sollen: Erstens wird eine augenblickliche Störung der Gesprächsatmosphäre vermittelt. Sollte der erwähnte Sprecher fortfahren mit seinen positiven Äußerungen über die DDR, muß er mit dem Abbruch des Gesprächs

rechnen. Zweitens wird der "Störer" "beim Wort genommen": Er wird daran erinnert, daß Bewußtsein und Handeln ja "eigentlich" kongruent sein müßten und daß die weitverbreitete Spielregel, über hier bestehende Diskrepanzen großzügig hinwegzusehen, auch aufgehoben werden kann. Das muß bei dem "Störer" Angst auslösen, weil damit auch zahlreiche andere Teilsysteme seines Alltagsbewußtseins ins Wanken geraten würden, die Diskrepanzen zwischen Bewußtsein und Handeln bisher harmonisierten.

Beide Sanktionsmechanismen wollen wir in unseren phänomenologischen Dialogen außer Kraft setzen: Weder muß der Forschungspartner mit einer Störung der Gesprächsatmosphäre rechnen, wenn er einen Perspektive-Wechsel vornimmt, der im Alltagsbewußtsein verboten ist; noch wird er "beim Wort genommen". Er kann ruhig Positionen probeweise beziehen, Handlungspläne entwerfen, die vorerst nur Pläne bleiben sollen und nur fiktive Konsequenzen haben. Er kann selbst entscheiden, ob überhaupt, in welchem Umfang und zu welchem Zeitpunkt er neu gewonnene Einsichten in Handeln umsetzt. Wenn er das tut, ist das allerdings ein wichtiges Ergebnis im Forschungsprozeß, das in den Dialog eingebracht wird. Denn das ist der Punkt, an dem bloßes Bewußtsein transzendiert werden kann, da es in irgend eine "Reibung" mit der Realität gerät. Wenn im Dialog von solchen Handlungen (oder auch nur Reaktionen) berichtet wird, sind das freilich - als Erinnerungen oder Antizipationen - auch nur Bewußtseinsinhalte, die grundsätzlich den gleichen Verzerrungsmechanismen wie alle anderen. Trotzdem sind handlungsbezogene Bewußtseinsinhalte stärker in der Realität "verankert", es bedarf einer intensiveren Interpretationsarbeit (siehe Abschn. 2.2.2), um sie verzerrt abzubilden als "reine" Bewußtseinsphänomene wie Gefühle, Stimmungen usw., die fast wehrlos beliebigen Uminterpretationen ausgeliefert sind.

Die Handlungen des Dialogpartners bieten uns auch die Gelegenheit, die phänomenologische Reduktion auszusetzen und "objektive" Daten miteinzubeziehen, indem wir die äußeren Spuren der Handlung verfolgen, Produkte betrachten, die dabei entstanden sind und Berichte anderer Personen einholen, die von der Handlung betroffen oder an ihr beteiligt waren. Das ist dann übrigens auch ein Bereich, in dem wir bewußt über die Gesprächspsychotherapie hinausgehen, in welcher die phänomenologische Reduktion konsequent durchgehalten wird.

Trotzdem können auch diese "objektiven" Daten nur in dem Ausmaß und in der Form für das weitere Handeln der erforschten Person relevant werden, als sie sich als Bewußtseinsinhalte niederschlagen. Deshalb hätte es gar keinen Sinn, wenn wir mit der Erhebung solcher Daten den Dialog abbrechen würden. Wenn wir an der Grundforderung festhalten, daß die erforschte Person Erkenntnissubjekt sein soll, wären diese Daten verloren. Der Dialog ist also fortzusetzen, um der erforschten Person die Gelegenheit zu geben, ihre Handlungserfahrungen im Zuge der phänomenologischen Reduktion adäquat zu verarbeiten. Wir gewinnen auf diese Weise eine Form der "Realitätshaltigkeit", die im Ansatz von GALLIKER (1980) nicht erreicht werden kann. Denn dort sind die Dialoge so kurz gewählt, daß Handlungskonsequenzen des Dialoges, die ja erfahrungsgemäß einen längeren Zeitraum beanspruchen, nicht mehr in die Datenerhebung einbezogen werden können. Aber auch ein anderes Konzept von "Realitätshaltigkeit" erscheint uns wichtig, das LEITHÄUSER & VOLMERG (1977) vorgeschlagen haben:

"Realitätshaltig sind im Bezugsfeld des 'interpretativen Paradigmas' Situationen in einem besonderen Maße dann, wenn in ihnen wesentliche Momente (Strukturen) der gesellschaftlichen Realität (Objektivität) zur Geltung gelangen, eine besondere Dichte der gesellschaftlichen Vermittlungen der Situation sich auffinden und explizieren läßt. Diese Bestimmung mag auch für einmalige Situationen gelten; daher legen wir gleichzeitig Wert darauf, daß von einem 'relevanten Realitätsgehalt' nur dann die Rede sein kann, wenn die Situation sich häufig wiederholt.

Wir möchten dieses Konzept allerdings unter der Bezeichnung "Repräsentativität des Einzelfalls" übernehmen, die uns treffender erscheint; dann kann "Realitätshaltigkeit" in unserem Sinn auch bei "nicht-repräsentativen" Einzelfällen vorkommen.

Die bisher entworfene Interaktionsstruktur zwischen Forscher und Forschungspartner macht eine weitere Voraussetzung unseres Ansatzes sichtbar: Auch die erforschte Person muß ein vitales Interesse an dem erforschten Thema haben. Der "Verabredungscharakter" der Forscher-Vp-Interaktion in der herrschenden Psychologie (HOLZKAMP 1972, 41 - 42) oder gar Bezahlung als Grundlage der Interaktion reicht offensichtlich für eine längere, intensive Mitarbeit des Forschungspartners in den Dialogen, wie wir sie uns vorstellen, nicht aus. Andererseits können wir auch nicht mit jenem "Leidens-

druck" rechnen, der in der Psychotherapie ein langanhaltendes Engagement des Klienten sichert. Die einzige Grundlage für unsere Art von Dialogen ist ein Thema, das nicht nur dem Erkenntnisinteresse des Forschers genügt, sondern das auch für den Forschungspartner relevant ist. Daraus ergibt sich eine basisdemokratische Form der gesellschaftlichen Kontrolle der Psychologie: Gesellschaftlich irrelevante Forschungszweige sterben von selbst aus, weil sich nicht genügend Forschungspartner finden. Die Finalisierung der Psychologie ist somit nicht mehr in das Belieben des einzelnen Forschers gestellt, sondern sie ist integraler Bestandteil der Methode.

Methode

Die Instruktion an den Dialogpartner könnte etwa lauten:

- a "In den Gesprächen wollen wir uns in Ruhe über das Thema X unterhalten. Es geht darum, wie S i e das Problem X sehen; deshalb liegt es bei Ihnen, in welche Richtung sich das Gespräch entwickelt, wo die Schwerpunkte gesetzt werden und wo wir auf Einzelheiten eingehen wollen. Gute Forschungsergebnisse sind nur zu erzielen, so lange Sie an dem Thema wirklich interessiert sind; wir müssen also immer wieder darauf achten, wo Ihre besonderen Interessenschwerpunkte liegen.
- b Gelegentlich mag Sie die Frage beschäftigen, was i c h zu einem bestimmten Punkt zu sagen habe; fragen Sie mich dann ruhig. Im Mittelpunkt des Gesprächs sollte aber im großen und ganzen I h r e Sichtweise des Themas stehen.
- c Ich möchte Sie mit der phänomenologischen Erkenntnismethode vertraut machen. Sie setzt voraus, daß man zwischen dem Bewußtsein v o n etwas und diesem Etwas s e l b s t unterscheidet und sich dann voll auf diesen Bewußtseinsinhalt konzentriert. Wenn Sie z.B. erzählen, Ihre Beziehung zu einem bestimmten Menschen sei ungeklärt, werden wir beide versuchen herauszubekommen, ob Sie damit den Zustand Ihrer eigenen Überlegungen meinen, ob Sie also glauben, vermuten oder überzeugt sind, daß die Beziehung ungeklärt ist, oder ob die Beziehung tatsächlich ungeklärt ist,

c unabhängig davon, was Sie davon halten. Reden können wir über beides; phänomenologisch wird es erst dann, wenn wir uns auf Ihren Bewußtseinszustand konzentrieren, also ganz genau beschreiben, was Ihnen jetzt, in diesem Augenblick, in dem wir darüber reden, durch den Kopf geht, was Sie gerade denken und fühlen. Es kommt also auf Ihre unmittelbaren Erlebnisse an und nicht z.B. auf Meinungen und Theorien über das Thema. Wir werden das während der Gespräche weiter üben.

d Das geht so vor sich, daß ich immer wieder versuche, die von Ihnen geäußerten Gedanken in eigenen Worten zu formulieren. Soweit sich das ergibt, gehe ich dabei nicht nur auf das ein, was Sie direkt gesagt haben, sondern auch auf das, was Sie mir indirekt mitteilen, z.B. auch durch Ihre Handbewegungen, Ihren Gesichtsausdruck und Ihre Körperhaltung. Ich versuche also immer, mir Ihren augenblicklichen inneren Zustand zu vergegenwärtigen, der manchmal mit dem, was Sie sagen, vielleicht nur wenig zu tun hat.

e Worauf wir ebenfalls achten wollen, ist das Ausmaß Ihrer Überzeugung von dem, was Sie gerade beschreiben. Sie können z.B. davon überzeugt sein, daß es so ist, oder es nur vermuten oder ahnen. Auch auf die gefühlsmäßige Tönung kommt es an: Sie können etwas hoffen, herbeisehnen, befürchten oder sich über etwas ärgern; manchmal kann es auch eine Mischung sich widersprechender Gefühle geben. Wichtig sind auch die Gründe, aus denen heraus Sie sich mit einer Sache beschäftigen: Es kann 'bloße Neugier' sein, oder Sie haben bestimmte Ziele im Auge, die wir dann jeweils auch klären wollen.

f Mir kommt es vor allem darauf an, etwas über Ihre Sichtweise zu erfahren. Das geht nur, wenn ich Sie in keiner Weise beeinflusse oder Ihnen sogar irgendetwas aufdränge. Sagen Sie es bitte, wenn Sie den Eindruck haben, daß so etwas passiert. Das merkt man manchmal erst nach dem Gespräch, wenn man noch einmal darüber nachdenkt. In diesen Fällen müßten wir dann in unserem nächsten Gespräch darauf zurückkommen. Überhaupt ist es wichtig, daß immer alle Störungen unserer Gesprächsatmosphäre gleich zur Sprache kommen; sagen Sie es bitte, wenn Sie sich durch irgend etwas in meinem Verhalten gestört fühlen, mißtrauisch sind usw. Ich tue umgekehrt das gleiche."

Der jeweils folgende Dialog beginnt immer mit der Frage, ob zwischenzeitlich neue Ergebnisse auf monologischem Wege gewonnen wurden bzw. ob frühere Feststellungen korrigiert, ergänzt oder vertieft werden können:

g "Ist Ihnen in der Zwischenzeit noch etwas zu unserem letzten Gespräch eingefallen? Über was haben Sie noch besonders nachgedacht? Sollen wir auf einen bestimmten Punkt noch einmal zurückkommen? Konnten Sie irgendetwas aus unserem Gespräch praktisch anwenden?"
Was haben Sie inzwischen getan? Haben Sie anders als sonst auf das Verhalten der Leute reagiert, mit denen Sie zu tun haben?

Mit anderen Personen seiner Umgebung kann der Forschungspartner das Thema zwischen zwei Sitzungen natürlich auch dialogisch weiter bearbeiten; auch das wäre dann in den nächsten Forschungsdialog einzubeziehen.

Zwischen diesen methodischen Handlungsanweisungen und den vorn dargelegten methodologischen und metatheoretischen Überlegungen bestehen die folgenden Zusammenhänge:

Im Passus (a) der Instruktion wird die Steuerungsmöglichkeit des Gesprächs durch den Forschungspartner betont. Das ist die Selbstanwendung emanzipatorischer Ansprüche auf das Forschungs-Setting.

In (b) wird eine abgeschwächte Abstinenzregel für den Forscher eingeführt mit dem Ziel, einer möglichen Indoktrination vorzubeugen.

Die Grundsätze der phänomenologischen Erkenntnismethode werden in (c) erklärt, vor allem die der phänomenologischen Reduktion.

In (d) wird die besondere Interaktion zwischen Forscher und Forschungspartner für die dialogische Variante der Phänomenologie erläutert.

Die Modi der Erfahrung werden in (e) thematisiert, vor allem der Glaubensmodus, der emotionale Modus *) und die Perspektivität.

Die Herrschaftsfreiheit des Dialoges soll im Passus (f) wenigstens tendenziell gesichert werden, wobei auf die schon in (b) eingeführte Abstinenzregel zurückgegriffen wird.

Im Passus (g) schließlich sollen Erkenntnisquellen außerhalb des Forschungsdialoges einbezogen werden: monologische, dialogische und die Lebenspraxis.

Von den Wahrheitskriterien für das einzelne empirische Datum wird die Evidenz im Glaubensmodus (Passus e) realisiert. Der Konsens wird in der Instruktion nicht explizit angesprochen; er wird während des Gesprächs durch Rückfragen des Forschers im Anschluß an seine Verbalisierungsversuche thematisiert, etwa durch Fragen wie: "Habe ich das so richtig wiedergegeben?". Das Wahrheitskriterium der Praxis kommt ebenfalls im Passus (g) ins Spiel.

*) Die zentrale Rolle emotionaler Inhalte in der Gesprächspsychotherapie ist offenbar ein spezifisch therapeutisches Moment, wird aber von KROPF (1976, 149 - 151) selbst in dieser Funktion infrage gestellt. Jedenfalls sehen wir bei der Verwendung gesprächspsychotherapeutischer Techniken in einer Forschungskonzeption keinen Grund mehr, an der herausragenden Rolle emotionaler Inhalte festzuhalten.

3.2 Dialogische Hermeneutik

Erfolgt die Interpretation von Symbolsystemen im Rahmen eines Dialoges, sprechen wir von dialogischer Hermeneutik. Zu den Symbolsystemen gehören dabei nicht nur die Dialogtexte selbst, sondern auch die während des Dialoges nicht-verbal vermittelten Informationen. Aber auch wenn Symbolsysteme außerhalb des Dialoges entstanden sind (z.B. Träume, Tagebuchaufzeichnungen, Bilder, Zeichnungen), jedoch im Rahmen eines Dialoges interpretiert werden, betrachten wir das als dialogische Hermeneutik. Zu ihrem Bereich gehört auch die Interpretation der objektiven Lebensbedingungen und gesellschaftlichen Institutionen, soweit für ihre Bedeutung im Leben des Dialogpartners alternative Lesarten gefunden werden können.

In allen Fällen ist der Dialog aber nicht Gegenstand, sondern Mittel der Forschung, denn Symbolsysteme sind grundsätzlich intentional, sie enthalten Mitteilungen über etwas und dieses etwas ist Gegenstand der Forschung. Mit der erfolgreichen Interpretation der oben aufgeführten Symbolsysteme erhalten wir Informationen darüber, wie die erforschte Person mit einem bestimmten Problem, einer Situation oder einem Gegenstand ihres Alltags umgeht - und zwar nicht nur faktisch, sondern auch potentiell. Die Interpretationen sollen also auch unbewusste, bisher verzerrt wahrgenommene, banalisierte Praxisanteile wieder sprachlich und damit auch kognitiv und kommunikativ verfügbar machen andere Interpretationsmöglichkeiten der gesellschaftlichen Realität und neue Formen des Umgangs mit ihr erörtert werden. Das ist auch das Ziel der Psychoanalyse, die wir als Paradigma einer dialogischen Hermeneutik betrachten *. Wie weiter vorn genauer ausgeführt (Abschn. 1.2), besteht jedoch der wichtige Unterschied zwischen Therapie und Forschung darin, daß die Forscher weder mit einem therapeutischen Anspruch auftreten, noch die erforschten Personen als therapiebedürftig betrachten und behandeln. Sie unterstellen vielmehr das Modell eines reflexiven und handlungsfähigen Subjekts.

)* Wir führen das nicht - analog der Gesprächspsychotherapie als Paradigma einer dialogischen Phänomenologie - in einem eigenen Abschnitt aus, weil wir bereits im allgemeinen Kapitel zur Hermeneutik (Abschn. 2.1.2) an vielen Stellen die Parallelen zur Psychoanalyse aufgezeigt haben.

3.2.1 Dialogisch-hermeneutische Untersuchungen anderer Autoren

Die Psychoanalyse ist Therapie und Forschung in einem; deshalb ist die gesamte psychoanalytische Literatur eine Fundgrube für Forschungsergebnisse, die auf dialogisch-hermeneutischem Weg erzielt wurden. Wir wollen aber hier nur auf einige Arbeiten hinweisen, in denen bewußt von einem therapeutischen Anspruch abgegangen wurde und der Forschungsaspekt im Vordergrund stand.

HORN et al. (1981) haben das Gesundheitsverhalten von zehn Erwachsenen aus Arbeiterfamilien erforscht. Wir haben aus dieser Untersuchung im vorangehenden Abschnitt bereits zitiert und ergänzen hier nur noch die Informationen. Die Dialoge sollten mit jeder erforschten Person dreimal im Abstand von einer Woche wiederholt werden, was jedoch nur bei drei Personen gelang. Die Zweiergespräche mit der Forscherin fanden in der Regel in der Wohnung der erforschten Person statt. Die einzige Standardisierung bestand in der Formulierung des Rahmenthemas der erforschten Person gegenüber: "Wir sind der Ansicht, daß es einen Zusammenhang zwischen Gesundheit und Lebensproblemen gibt. Deshalb sind wir daran interessiert, daß uns Leute aus ihrer Lebenserfahrung berichten. Vielleicht erzählen Sie jetzt einfach mal etwas, das sie für wichtig halten" (65). Nach jedem Dialog fertigte die Forscherin ein Gedächtnisprotokoll an, das als Grundlage für die Supervision durch einen ausgebildeten Psychoanalytiker diente. Die dabei vorgenommenen Interpretationen wurden der erforschten Person im folgenden Dialog nur zu einem geringen Teil zurückgemeldet; es handelte sich um solche, "die bewußte und vorbewußte Prozesse beim Probanden gleichsam synthetisierend aufgreifen. Anders als im psychoanalytischen Dialog kann es sich aus systematischen wie aus Kompetenzgründen nicht um Deutungen handeln, die darauf zielen, mit psychodynamisch unbewußten Widerständen gegen eine Preisgabe des symptomatischen Verhaltens umzugehen, sondern allenfalls um die Zusammenfassung von Sinnzusammenhängen, von denen aufgrund des Gesprächsverlaufs angenommen werden kann, daß sie dem Probanden zumindest vorbewußt präsent sind. Dies ... kann ... durchaus die Gestalt einer Konfrontation oder eines weitertreibenden Klärungs- bzw. Interpretationsversuchs annehmen. Denn nur durch Interventionsversuche in dieser Richtung kann der Anspruch an das Gespräch, Forschung und Veränderung zugleich zu sein, eingelöst werden"

(55 - 56).

FRICZEWSKI (o.J.) hat mit 13 Arbeitern, die einen Herzinfarkt erlitten hatten, Dialoge als Zweiergespräche von ein bis zwei Stunden Dauer geführt. Das Gespräch begann damit, daß der Forscher das Untersuchungsziel nannte: Zusammenhänge zu finden zwischen Industriearbeit und Herzinfarkt. Es schloß sich die Frage an, wie es zum Herzinfarkt kam. Das Gespräch entwickelte sich frei, der Forscher hatte zwar eine kurze Liste mit für ihn wichtigen Aspekten, er stellte entsprechende Fragen jedoch so, daß sie sich zwanglos in den Gesprächsverlauf einfügten. Die Tonbandaufzeichnung wurde schriftlich übertragen, dieser Text zunächst nach Themenschwerpunkten und diese wieder nach Unterthemen gegliedert. Der Forscher sah dann alle Dialoge nach immer wiederkehrenden Themen durch, für die er eine hermeneutische Textinterpretation vornahm. Schließlich wurde eine Kategorienbildung versucht, indem ähnliche Fälle unter den gleichen Begriff gefaßt wurden. Wesentlicher Aspekt der im Dialog mitgeteilten Bewußtseinsinhalte war die Konkretheit der Ereignisse, auf die sie sich bezogen, ferner die Kohärenz der Aussagen über den gleichen Sachverhalt, aber aus verschiedenen Quellen (z.B. vom Dialogpartner selbst, von dessen Vorgesetzten, Ehefrau usw.). Die Untersuchung ist in der Datenerhebung dialogisch, aber nicht hermeneutisch, weil die Interpretationen erst später vom Forscher allein vorgenommen wurden; in diesem Abschnitt kann der Ansatz als hermeneutisch, aber nicht dialogisch bezeichnet werden. Im Ganzen handelt es sich also nicht um ein Beispiel dialogischer Hermeneutik. Wir führen die Untersuchung trotzdem an, weil FRICZEWSKI künftig anstrebt und in zwei Fällen realisiert hat ein "mehrstufiges Interviewverfahren", in dem nach dem Dialog mit dem Infaktpatienten ein Gespräch mit dessen Vorgesetzten bzw. Ehefrau geführt wurde und dann noch einmal eines mit dem Patienten. Wenn dabei auch die Rückmeldung von Interpretationen vermieden wurde, soweit damit die Auslösung einer neuerlichen Krise des Patienten zu befürchten war, ist das doch ein Schritt in die Richtung einer dialogischen Hermeneutik. Die vorläufigen Versuche dieser Art bezeichnete FRICZEWSKI als "besonders aufschlußreich".

Die beiden bisher in diesem Abschnitt dargestellten Untersuchungen haben das für die erforschten Personen problematische Thema aus dem Bereich Gesundheit/Krankheit gemeinsam. Das ist sicher ein Grund mit dafür, daß die Hermeneutik hier eher in einer monologischen als in einer dialogischen Variante verwendet wurde. In den Untersuchungen von RADTKE (1981) und LEITHÄUSER et al. (1980) bzw. VOLMERG et al. (1981) entfällt dieser Grund weitgehend)*. RADTKE ging es um die Alltagstheorien von Lehrern, Psychologen und Sozialarbeitern in ihrem schulischen Berufsfeld. LEITHÄUSER, VOLMERG et al. haben die Bewußtseinsstrukturen untersucht, die Arbeiter und Arbeiterinnen in bezug auf ihre Arbeitsplätze und die Arbeitssituation entwickelt hatten. Die Datenerhebung erfolgte in beiden Untersuchungen im Rahmen von "Expertengesprächen" bzw. Gruppendiskussionen, in denen sich die Forscher "den Gegebenheiten und Mitgegebenheiten der sozialen Situation möglichst reibungs anpaßten" (LEITHÄUSER & VOLMERG 1977, 131) und die von den erforschten Personen inszenierten Interaktionsformen mitspielten. Die Interpretation erfolgte dann von den Forschern allein, eine Rückmeldung dieser Ergebnisse war nicht vorgesehen. Deshalb gilt hier die gleiche Charakterisierung der Forschungsmethode, die wir schon FRICZEWSKI gegenüber gebraucht hatten: Die Datenerhebung ist dialogisch, aber nicht hermeneutisch, die Auswertung monologisch-hermeneutisch. (bei LEITHÄUSER & VOLMERG zwar im Rahmen einer Diskussion der Forscher; den Begriff "Dialog" hatten wir aber an der Beteiligung der erforschten Person festgemacht).

RADTKE (1981, 33 - 38) begründet die fehlende Rückmeldung und damit den Verzicht auf dialogische Absicherung der Interpretationen als Zugeständnis an herrschende Wissenschaftsstandards, das er zwar von der Sache her als nicht gerechtfertigt, zur Beantragung von Forschungsmitteln aber für geboten hielt. LEITHÄUSER & VOLMERG dagegen haben schon früher (1977) ein Konzept entwickelt, in dem eine Rückmeldung nicht vorgesehen ist. In einem "hermeneutischen Feld I" werden Daten auf dialogische Weise erhoben, die dann im "hermeneutischen Feld II" von den Wissenschaftlern interpretiert werden.

GROEBEN & SCHEELE (1977) haben dagegen einen Forschungsansatz vorgestellt, der zumindest in der "Rekonstruktionsperspektive"

ausdrücklich dialogisch-hermeneutisch angelegt ist. Sie haben ihn später (SCHEELE & GROEBEN 1979) mit einer Ergänzung durch die Struktur-Lage-Technik, auf die wir unter dem Titel "spezielle Methoden" noch zurückkommen, auch praktisch demonstriert. Hier nur so viel: In einem Dialog werden erste Daten zu den Alltagstheorien der erforschten Person zum Forschungsthema (hier: Ironie) gesammelt. Der Forscher versucht sie zu verstehen, zu ordnen und zu strukturieren. Das Resultat seiner Bemühungen stellt er in einem zweiten Dialog der erforschten Person vor, die daran so lange Korrekturen, Ergänzungen und Vereinfachungen vornehmen kann, bis über die Stimmigkeit der Rekonstruktion mit dem Forscher Konsens erzielt werden kann. Zur Ermittlung der "Realgeltung" der so rekonstruierten Alltagstheorien wollen die Autoren dann allerdings nicht nur auf einen hermeneutischen Ansatz verzichten, sondern sie halten sogar den Vergleich mit "(z.T. nicht-sprachlichen) Verhaltensdaten" für erforderlich (30), die durch "externe Beobachtung" gewonnen werden und die Anwendung eines "klassischen Falsifikationskriteriums" (57) ermöglichen sollen. Daß dies schon aus erkenntnistheoretischen Gründen nicht möglich ist, weil hier zwei inkompatible Realitätsebenen in Bezug gebracht werden sollen, haben wir bereits im Abschn. 2.2.4 dargelegt.

3.2.2 Grundannahmen und Zielsetzungen unseres eigenen Ansatzes

Die endgültigen Erkenntnisse zum Verständnis des Einzelfalls werden in der dialogischen Hermeneutik von der erforschten Person erwartet, sie ist das Erkenntnissubjekt. Der Forscher unterstützt den Erkenntnisprozeß des Forschungspartners in zweifacher Hinsicht: Erstens stellt er optimale Bedingungen für den Dialog her und zweitens macht er Interpretationsangebote. Dieses Konzept setzt für den Forschungspartner das Modell eines reflexiven und handelnden Subjekts voraus, das (in der epistemologischen Metatheorie) u n t e r s t e l l t wird (ggf. auch kontrafaktisch). In der Methodologie dagegen wird das genannte Subjektmodell nicht unterstellt, sodaß aus ihr keine methodischen Regeln (z.B. Gesprächsregeln) ableitbar sind, welche den Forschungspartner auf dieses Subjektmodell festlegen. Andererseits wird es aber auch durch die gewählte Methodik nicht ausgeschlossen. Im Unterschied zur herrschenden Sozialforschung sollen also in der dialogischen Hermeneutik Forschungsbedingungen hergestellt werden, in denen sich ein reflexives Subjektmodell realisieren k a n n (nicht muß).

Eine der wichtigsten dieser Bedingungen ist eine Subjekt-Subjekt-Relation zwischen Forscher und erforschter Person. Das heißt, daß beide den Erkenntnisprozeß aktiv gestalten können. Erkenntnisobjekt ist für beide ein Thema aus der Lebenswelt der erforschten Person. Das bedingt, daß der anzustrebende Dialog in mehrfacher Hinsicht asymmetrisch ist (siehe Abschn. 2.2.3), ohne daß damit das Ideal eines "herrschaftsfreien" Dialoges eingeschränkt wird. Spezifisch hermeneutisch ist eine Asymmetrie auf der Kompetenzebene, die darin besteht, daß mindestens der Forscher über ein Repertoire an alternativen Lesarten für die in dem jeweiligen Thema zu erwartenden Symbolsysteme verfügt, auch über ein fundiertes Vorwissen bis hin zu ausgearbeiteten wissenschaftlichen Theorien (wie z.B. die Psychoanalyse mit ihrer Neurosenlehre). Auch theoretische Konzepte aus der herrschenden Sozialforschung kommen hier infrage. Das ist kein Widerspruch zu der in der Einleitung erwähnten skeptischen Position, nach der wir diese Theorien weder für verifizierbar, noch auch - selbst in einer abgeschwächten, z.B. probabilistisch Form - für falsifizierbar halten, so lange diese Theorien nur als Interpretations- A n g e b o t Verwendung finden (vgl. GERGEN 1981).

Die Subjekt-Subjekt-Relation ermöglicht es dem Forscher und dem Forschungspartner, die Dialogsituation nach ihren Vorstellungen und Absichten zu gestalten. Das ist eine Antithese zur Standardisierung der Forschungssituation. Da die Absichten den Beteiligten nicht grundsätzlich bewußt sein müssen, brauchen wir zur Beschreibung und Klärung der möglichen Dialogformen eine Kommunikationstheorie, die solche Einflußgrößen berücksichtigt. Ein solches Konzept wurde in der Psychoanalyse unter den Begriffen "Übertragung", "szenisches Verstehen" und "Interaktionsform" entwickelt. Der aus einer historisch-materialistischen Kritik an der Psychoanalyse entstandene Begriff der "Interaktionsform" kennzeichnet "das Resultat der Vermittlung von Natur und gesellschaftlicher Praxis" (LORENZER 1974, 130 - 138). Wir konkretisieren diesen Begriff für unsere Zwecke als die Art des Miteinander-Umgehens der Dialogpartner, die auf der einen Seite bestimmt ist durch deren jeweiligen Bedürfnisse, auf der anderen Seite durch die materiellen (Produktionsverhältnisse) und ideellen (Regeln, Normen) gesellschaftlichen Verhältnisse. Kompliziert wird der Sachverhalt nun dadurch, daß erstens die im Dialog wirksamen Bedürfnisse zwar aktuell, aber nicht bewußt sein müssen; und daß sie sich zweitens nur scheinbar auf den Dialogpartner richten, in Wirklichkeit aber auf eine andere Person, mit der diese unbewußten Bedürfnisse ursprünglich verknüpft waren (z.B. ein Elternbeil). Damit werden Bedürfniskonflikte aus anderen Lebensbereichen auf die Dialogsituation und auf den Dialogpartner übertragen ("Übertragung", FREUD 1969, Orig. 1917, 425 - 430) - in neuerer Terminologie: Der Konflikt wird wieder inszeniert. Es tritt eine Störung der Kommunikation in dem Maß ein, in dem die fragliche Konfliktsituation unbewußt ist. Diese Kommunikationsstörung kann nur dadurch behoben werden, daß die Dialogszene als Wiederholung der verdrängten Konfliktsituation verstanden, ein "szenisches Verstehen" (LORENZER 1974, 110 - 116) versucht wird.

Auch wenn wir eine dialogische Hermeneutik nicht als Therapie, sondern als Forschungsmethode verwenden, können wir den Dialog als Szene auffassen, in der Interaktionsformen der Forschungspartner aktualisiert werden. Das können sowohl bewußte (sym-

bolisierte) Interaktionsformen sein wie auch unbewußte (desymbolisierte). In beiden Fällen müssen die Beteiligten, um eine Atmosphäre des gegenseitigen Verstehens und Akzeptierens zu gewährleisten, sich bis zu einem gewissen Grad auf die Szene einlassen, mitspielen, wie das übrigens auch in der Alltagskommunikation üblich ist. Andererseits müssen sich die Mitspieler aber auch von ihrer Rolle distanzieren können. Dadurch wird der ständige Wechsel von Teilhabe und Distanzierung, den wir bereits in den "Grundzügen hermeneutischer Erkenntnis" (Abschn. 2.1.2) dargestellt hatten, nicht nur in bezug auf das eigentliche Forschungsthema praktiziert, sondern auch in den metakommunikativen Phasen des Dialogs. Dabei muß sich dann zeigen, ob die inszenierte Interaktionsform auch Momente der Herrschaft enthält, die eine verzerrte Verständigung über das eigentliche Forschungsthema befürchten ließen.

Aber auch abgesehen von Herrschaftsmechanismen kann die jeweils inszenierte Interaktionsform ein wichtiger Teil des Kontextes sein, der für das Verstehen des eigentlichen Forschungsgegenstandes relevant ist. Z.B. sind Aussagen über die eigene Sexualität ganz unterschiedlich zu interpretieren, wenn sie in einem Dialog gemacht werden, in dem unbewußt eine frühkindliche Interaktionsform zwischen Mutter und Tochter wiederholt wird, als in einem Dialog, der als (bewußte) Interaktionsform die zwischen einer Erzählerin und einer interessierten ZuhörerIn inszeniert.

An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, ob denn der dialogische Hermeneutiker nicht nur als Therapeut, sondern auch als Forscher über eine psychoanalytische Ausbildung verfügen müsse? Diese sehr aufwendige Ausbildung würde allerdings den Anwendungsbereich dieser Methode erheblich einschränken. Hierzu haben HORN et al. (1981, 53 - 57) ein interessantes Konzept entwickelt. Sie gehen zunächst einmal davon aus, daß die psychoanalytische Wahrnehmung des Fremdpsychischen)* eine grundlegende Fähigkeit des Menschen darstellt, welche lediglich in unserer Gesellschaft "aufgrund des vorwiegend zweck-

)* Wie wir im Abschn. 2.2.3 ausgeführt haben, hat die Wahrnehmung des Fremdpsychischen in unserem Forschungsansatz keine fundamentale erkenntnistheoretische, sondern nur eine heuristische Funktion; in dieser Funktion wird hier der Begriff "Wahrnehmung des Fremdpsychischen" behandelt.

rationalen Trainings der Wahrnehmung allgemein ungeschult bleibt und verkümmert". Auch interessierte Laien ließen sich deshalb für solche Phänomene wie die Übertragung sensibilisieren - "zumindest ansatzweise, denn die Sensibilisierung muß ja nicht in Kompetenzen münden, wie sie dem Psychoanalytiker selbst zu eigen sind". Es genügt zunächst, wenn eine "generell offene Haltung gegenüber der emotionalen Darstellung des Probanden eingenommen wird". - Sofern es gelegentlich in den Dialogen, die HORN et al. führten, zu "besonders prekären Gesprächsstellen, gleichsam von Laien nicht mehr zu handhabenden psychischen Gefahrensituationen kam, funktionierte der im Alltag routinierte Widerstand ganz normal - eben wie bei Laien".

Trotzdem hielten diese Autoren eine Supervision der psychoanalytisch nicht ausgebildeten Forscherinnen durch einen psychoanalytischen Fachmann für erforderlich, auf die wir weiter unten noch zurückkommen. Für unseren eigenen Ansatz möchten wir darauf wegen der sonst sehr eingeschränkten Handhabbarkeit möglichst verzichten. Zu begründen wäre das HORN et al. gegenüber zusätzlich auch damit, daß diese Autoren gezielt medizinische "Problemfälle" als Forschungspartner gewählt haben und auch ihr Forschungsthema - das Gesundheitsverhalten - ein Vordringen in besonders problematische Bereiche der individuellen Biographie erwarten ließ. Das muß ja in der dialogischen Hermeneutik nicht generell so sein: Weder müssen Personen als Forschungspartner gewählt werden, die schon von vornherein als akute oder chronische Problemfälle bekannt sind, noch muß es sich immer um so "ichnahe" und konfliktträchtige Themen handeln wie bei HORN et al (1981). Deshalb scheint es uns vertretbar, im Rahmen eines dialogisch-hermeneutischen "Standardverfahrens" auf eine psychoanalytische Supervision zu verzichten, was ja nicht ausschließt, daß sich die Forscher in einige psychoanalytische Konzepte, insbesondere die Interaktionstheorie, einarbeiten.

Zusammenfassend können wir über unser Interaktionskonzept sagen, daß es nicht standardisiert ist, sodaß sich die Interaktion nach den (bewußten und/oder unbewußten) Absichten der Beteiligten (Forscher und erforschter Person) einspielen kann. In metakommunikativen Phasen des Dialoges ist die jeweilige Interaktionsstruktur selbst Gegenstand der Erörterung und interpretierenden Klärung. Es ergeben sich dabei wichtige Bestand-

teile des Kontextes für die Interpretation des eigentlichen Forschungsthemas. Ohne diese kontextuellen Daten bestünde die Gefahr einer verzerrten Kommunikation und des Scheinkonsenses über die Forschungsergebnisse.

Auch die Realitätshaltigkeit der Ergebnisse (Abschn. 3.1.2) steigert sich durch die Nicht-Standardisierung der Gesprächssituation, denn dadurch erhält die erforschte Person die Gelegenheit, ihre eigenen alltäglichen Interaktionsformen im Dialog zu inszenieren. Die Realitätshaltigkeit kann weiter erhöht werden, indem die Alltagspraxis der erforschten Person generell in den Dialog miteinbezogen wird und damit die gesellschaftliche Realität als (meist einengender) Rahmen für diese Praxis. Das geschieht entweder durch Berichte der erforschten Person über ihre Tätigkeiten (welche das gesamte Spektrum von der einfachen Reaktion bis hin zu planvollen Handlungen umfassen können), oder durch Informationen, die der Forscher durch eigene Beobachtungen bzw. über Berichte von Dritten, oder auch durch Betrachtung der Spuren, Ergebnisse und Produkte der Tätigkeiten.

Menschliche Tätigkeit ist intentional, auf ein Ziel gerichtet. Dadurch erhält sie ihren Sinn, der verstanden oder nicht verstanden werden kann. Fehlhandlungen und die Erfahrung: "Ich weiß auch nicht, warum ich das getan habe; es kam einfach über mich" weisen darauf hin, daß dieser Sinn dem Handelnden selbst und erst recht Außenstehenden verborgen sein kann. Auch wenn der Sinn einer Tätigkeit im Ganzen klar ist, können einzelne Elemente der Tätigkeit diesem Sinn widersprechen oder zumindest unklar in bezug auf den Sinn sein. Damit weist sich die Tätigkeit als ebenso interpretationsbedürftiges Symbolsystem aus wie ein sprachliches Gebilde. Ebenso, wie der Behaviorismus keine grundsätzlichen Unterschiede macht zwischen "sprachlichem" und "nicht-sprachlichem" Verhalten, indem er in beiden Fällen von ihrem Sinn absieht, machen wir in der dialogischen Hermeneutik keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen sprachlichen Texten und Tätigkeiten. Beide werden im Dialog interpretiert, der Wahrheitsgehalt wird in beiden Fällen nach den gleichen Kriterien beurteilt, deren Erfüllung in beiden Fällen monologisch (Evidenz) oder dialogisch (Dialog-Konsens) geprüft werden kann.

3.2.3 Methodik

Fragestellung

Die Fragestellung wird vom Forscher als Rahmenthema formuliert und nicht in Form von Hypothesen, die aus einer Theorie abgeleitet sind. Als erforschte Personen kommen nur Individuen infrage, die an dem Thema ein persönliches Interesse haben. Die Motivation, dem Forscher einen Gefallen zu tun bzw. Bezahlung (wie häufig in der naturwissenschaftlich orientierten Psychologie) genügt nicht für eine längere und engagierte Mitarbeit der erforschten Person, die für eine dialogische Hermeneutik Voraussetzung ist. Daraus folgt, daß der Forscher nicht jedes beliebige Thema zum Gegenstand seiner Forschungen machen kann, sondern nur eines, für das er auch im jeweils untersuchten sozialen Feld Aktualität und Wichtigkeit erwarten kann.

Untersuchungssituation

Wir konzipieren die Untersuchungssituation vorläufig als Zwiegespräch, allenfalls ist als dritte Person noch ein Beobachter vorgesehen. Das heißt weder, daß wir die Bedeutung von Gruppendiskussionen unterschätzen, noch der Meinung wären, diese seien als lineare Extrapolationen von Zwiegesprächen zu verstehen. Im nächsten Abschnitt werden wir noch genauer auf Gruppengespräche eingehen. Zwiegespräche erscheinen uns aber einfacher strukturiert und deshalb für die Anfangsphase einer Methodenentwicklung, in der wir uns gegenwärtig noch befinden, besser geeignet.

Die äußere Untersuchungssituation sollte für die erforschte Person nicht zu fremdartig und künstlich sein. Ihre Wohnung ist deshalb ein geeigneter Ort für die Dialoge, soweit Störungen durch andere Personen ausgeschlossen werden können. Nach Möglichkeit sind Ton- oder Filmaufnahmen von den Gesprächen zu machen. Sollte die erforschte Person damit nicht einverstanden sein, muß der Forscher wenigstens einzelne Äußerungen, Formulierungen und Begriffe der erforschten Person notieren, die ihr oder ihm wichtig erscheinen. Diese Notizen sind am Ende einer jeden Sitzung mit der erforschten Person durchzusehen, um ihr Gelegenheit zu geben, Ergänzungen oder Korrekturen vorzunehmen. Auf Wunsch sind ihr auch die Ton- bzw. Filmaufnahmen zugänglich zu machen.

Grundsätzlich soll die Fortsetzung der Dialoge jeder erforschten Person gegenüber als möglich und wünschenswert dargelegt werden. Um ausreichend Zeit für monologische Reflexionsprozesse zu geben, ist ein Zwischenraum von jeweils 3 - 7 Tagen vorzusehen.

Als dritte Person kann ein Beobachter hinzugezogen werden, der sich besonders auf die Interaktionsstrukturen der beiden anderen Gesprächsteilnehmer konzentriert. Immer wenn ihm etwas Besonderes auffällt, spätestens aber rechtzeitig vor dem Ende der Sitzung, sollte er seine Eindrücke schildern und damit ein Metagespräch aller Beteiligten einleiten.

Mit der Klärung der Interessenlage beginnt das eigentliche Gespräch. Der Forscher erklärt, im Rahmen welcher Institution er seine Forschungen betreibt, wer Träger dieser Institution ist und welche externen Interessen dadurch ggf. in die Forschung hineinspielen. Dann legt er das Rahmenthema dar und die Gründe, warum er es für wichtig hält. Die Eingrenzung und Strukturierung des Rahmenthemas durch den Forscher ist dabei auf das Minimum zu beschränken, das eben noch die Erkenntnisinteressen des Forschers sichert, sodaß den erforschten Personen ein genügender Spielraum zu eigener Ausgestaltung des Rahmens bleibt.

Der eP muß klargemacht werden, daß der Dialog auch für die Forschung nur so lange ergiebig bleibt, als auch sie selbst ein persönliches Interesse an dem Thema aufbringt. Sobald also das Gespräch eine Wendung nimmt, welche die eP nicht mehr interessiert oder auch nur die emotionale Beteiligung deutlich nachläßt, muß sie entweder das Thema wieder in Bereiche lenken, die ihr wichtig sind, oder das Desinteresse ist metakommunikativ zu klären. Dabei ist immer auch an Abwehr-, Vermeidungs- oder Verdrängungsstrategien zu denken, die explizit in der Metadiskussion angesprochen werden, sofern auch nur einige Anhaltspunkte dafür vorliegen.

Der zweite wichtige Abschnitt im ersten Dialog ist die Einigung auf bestimmte Gesprächsregeln (siehe unten). Die Vorschläge des Forschers sind dabei grundsätzlich zur Diskussion zu stellen. Bei Änderungsvorschlägen der eP muß der Forscher abwägen, ob seine grundlegenden Wissenschaftskriterien und sein Erkenntnisinteresse noch ausreichend berücksichtigt sind. Kommt keine Einigung zustande, muß auf den Dialog mit dieser Person notfalls verzichtet werden. - Nach diesen beiden Vorphäsen beginnt die Hauptphase des Dialogs mit der Erörterung des eigentlichen Themas.

Gesprächsregeln

Der Forscher bietet der eP die folgenden Gesprächsregeln an:

1. Innerhalb des Rahmenthemas und der durch das Erkenntnisinteresse des Forschers definierten Grenzen bestimmt die eP die thematischen Schwerpunkte und den Gesprächsverlauf.
2. Störungen der Gesprächsatmosphäre sowie Änderungen oder Unklarheiten in dem Rollenverständnis der Beteiligten müssen sofort, wenn sie auftreten, besprochen werden. Vor allen Dingen ist es zur Sprache zu bringen, wenn sich ein Gesprächspartner vom anderen unter Druck gesetzt, überredet, beeinflusst oder sonstwie beeinträchtigt fühlt.
3. Es geht in erster Linie um die Sichtweise der eP. Der Forscher bringt seine Position zum Thema nur ein, wenn er von der eP ausdrücklich dazu aufgefordert wird; er beschränkt sich dann auf die Aspekte des Themas, die gerade besprochen werden. Eine entsprechende Aufforderung an den Forscher sollte nur dann ergehen, wenn sonst die Gesprächsatmosphäre leiden würde.
4. Nach jeder gedanklichen Einheit in den Mitteilungen der eP stellt der Forscher den Stand der Gesprächsentwicklung mit eigenen Worten nach phänomenologischen Gesichtspunkten (siehe Abschn. 3.1.2) dar.
5. Deutungen und Interpretationen des Forschers sind - deutlich abgesetzt von den unter (4) genannten Wiederholungen - schon während des Dialoges möglich, aber nicht unbedingt erforderlich.
6. Deutungen und Interpretationen des Forschers können auch in den Zwischenzeiten der Dialoge (ggf. anhand der Film- oder Tonaufzeichnungen) ausgearbeitet werden. Sie werden von ihm am Beginn des jeweils folgenden Dialoges dargestellt.
7. Die eP nimmt grundsätzlich zu den Deutungen und Interpretationen des Forschers Stellung und wird ausdrücklich auch auf die Möglichkeit der Ablehnung oder Abänderung hingewiesen. Sie kann diese Ablehnungen oder Änderungsvorschläge begründen, muß es aber nicht.
8. Zu Beginn einer Sitzung berichtet die eP auch über Gedanken und Einfälle, die sie nach dem letzten Forschungsdialog noch zum Thema hatte, ggf. auch bei Kontakten und Gesprächen mit anderen Personen.
9. Handlungen, Reaktionen der eP selbst oder ihrer Interaktionspartner, bzw. neue Sichtweisen von Handlungen und Reaktionen, die im Zusammenhang mit dem Thema stehen oder stehen könnten, sind ebenfalls Gegenstand der Dialoge.
10. Gedanken der eP zum Thema während des Forschungsdialoges, über die sie sich wegen zu großer Intimität oder aus anderen Gründen nicht äußern möchte, übergeht sie nicht einfach stillschweigend. Die eP äußert sich vielmehr jeweils, daß der Dialog jetzt eine Grenze erreicht hat, die sie nicht überschreiten möchte. Sie kann das begründen, braucht es aber nicht.
11. Im letzten Gespräch faßt die eP ihre Sichtweise des behandelten Themas zusammen, wobei sie die Inhalte besonders kennzeichnet, bei denen sie im Verlauf der Forschungsdialoge neue Einsichten oder größere Klarheit gewonnen hat.

3.2.4 Spezielle Methoden

Hier sollen Methoden vorgestellt werden, die zwar eindeutig oder zumindest überwiegend als hermeneutisch bezeichnet werden können, andererseits aber nicht notgedrungen zum hermeneutischen Methodenrepertoire gehören, vielmehr von Fall zu Fall bzw. für besondere Anwendungsbereiche vorgesehen sind. Nicht zu dieser Gruppe rechnen wir die Störmethode nach WAHL (zitiert nach SCHEELE & GROEBEN 1979, 7 - dort auch als "Konfrontationstechnik"). Dabei bietet der Interviewer alternative Einschätzungen und Erklärungen für die von der erforschten Person berichteten Alltagsszenen an. Dies entspricht nun genau der hermeneutischen Standardmethode, die wir bisher unter der Bezeichnung "Suchen nach alternativen Lesarten für einen Text" dargestellt hatten. Der Begriff "Störmethode" ist also nur ein neues Wort für einen alten Sachverhalt und insofern überflüssig. Damit möchten wir keineswegs das Verdienst WAHLS schmälern, als einer der Ersten die hermeneutische Methode in einer dialogischen Variante außerhalb der Therapie verwendet und damit einen Weg beschritten zu haben, der nach unserer Meinung zu einer Renaissance und Weiterentwicklung der Hermeneutik in der Psychologie führen kann.

Die Struktur-lege-Technik nach SCHEELE & GROEBEN

Wir wollen das Verfahren an dieser Stelle nicht mehr im einzelnen beschreiben, weil es erst vor kurzem in einem Diskussionspapier dieser Reihe dargestellt wurde (SCHEELE & GROEBEN 1979), sondern gleich zur Kritik übergehen, die sich auf die eben genannte und eine weitere Publikation stützt (SCHEELE 1980) sowie auf Erfahrungen sowohl als erforschte Person, als auch bei ersten eigenen Anwendungen dieser Technik als Forscher.

Positiv hervorheben möchten wir die konsequente Individualisierung der Methodik: An der Stelle einer präzisen Fragestellung, die womöglich noch in einzelnen Hypothesen weiter festgelegt ist, tritt der Forscher hier nur noch mit einem Thema in die Untersuchung ein. Die Hypothesen des Forschers haben nur noch anregende oder ergänzende Funktion. Innerhalb dieses relativ weiten Rahmens (z.B.: "Was verstehen Sie unter Ironie?") erhält nun jede erforschte Person einen großen Spielraum für die Ausgestaltung des Themas. Das ist ein bedeutsamer Schritt in Rich-

tung auf eine Subjekt-Subjekt-Relation zwischen Forscher und erforschter Person. Der Dialog-Konsens als Wahrheitskriterium, das Suchen nach alternativen Lesarten für die von der erforschten Person produzierten Texte ("Konfrontationstechnik") und die Betonung intentionaler Aspekte weist das Verfahren als hermeneutisches aus.

Bedenken ergeben sich hinsichtlich des Beitrages der Methode zur Selbstreflexion und Emanzipation der erforschten Person. Zwar konzedieren wir durchaus, daß - wie die Autoren berichten - ihr Verfahren subjektive Theorien, die vorher mehr oder weniger implizit waren, explizit macht, daß "die Vp mehr sagt als sie - anfangs - wußte (SCHEELE & GROEBEN 1979, 3). Aber: Was da explizit gemacht wird, kann Alltagsbewußtsein sein, "das die Bewußtlosigkeit (der Individuen) von den gesellschaftlichen Verhältnissen und deren Entstehungsgeschichte ausdrückt", "das mit zu Stereotypen zurechtgemachten Restbeständen vergangener Ideologien auskommt" und das Reflexion eher "verregelt", als sie in Gang zu setzen. An dieser vernichtenden Kritik des Alltagsbewußtseins von LEITHÄUSER (1976, 10 - 12) kommt u.E. heute kein Forscher mehr vorbei, der Alltagsbewußtsein erforscht und gleichzeitig das "behaviorale Subjektmodell" überwinden will, in dem die Individuen "von dunklen Kräften getrieben .. nur auf (Umwelt) Reize reagieren" (GROEBEN & SCHEELE 1977, 22).

Wir teilen zwar die Abneigung der Autoren gegen eine inhaltliche Bewältigung der Ideologiekritik, die ein "dogmatisches ('höheres') Wissen" der Forscher voraussetzt (ebenda, 25). Neben dieser inhaltlichen sehen wir aber, wie vorn dargelegt, noch eine methodische Lösung, die in der Konfrontation des Alltagsbewußtseins mit der konkreten Lebenserfahrung besteht. Das geschieht entweder dadurch, daß der Forscher selbst das Alltagshandeln der erforschten Person in den Dialog einbringt, z.B. in Form von Filmaufzeichnungen oder des aktuellen Problemlöseverhaltens, wie in den von GROEBEN & SCHEELE (1977, 52 - 55) zitierten Arbeiten von WAHL und PIAGET. Oder - und hier verweisen wir auf unseren eigenen vorn dargestellten Ansatz - es ist der erforschten Person selbst Gelegenheit zu geben und sie ist aufzufordern, die Verbindung: Alltagsbewußtsein - Alltagserfahrung - Alltagshandeln herzustellen.

Abgesehen davon, daß solche Regeln in dem Ansatz von GROEBEN & SCHEELE gar nicht vorgesehen sind, scheitert das bei der Struk-

tu-~~Lege~~-Technik schon an der kurzen Zeit (1 - 5 Tage, zweimaliger Kontakt zwischen Forscher und erforschter Person), über die sich die Erhebung bei der einzelnen erforschten Person erstreckt *. Implizite Bewußtseinsinhalte erfahren im Prozeß der (Re-) Symbolisierung eine vorschnelle Reifikation. Das wurde mir in meiner eigenen Erfahrung als erforschte Person besonders deutlich: Ein alltägliches subjektives Konstrukt hatte im Stadium der vorbewußten Implizität noch die Verschwommenheit und Widersprüchlichkeit, die ihm nach seiner Funktion im Alltagsbewußtsein tatsächlich zukommt. In den (Re-) Symbolisierungsschritten: Gedankliche Konkretisierung - sprachliche Formulierung im Dialog - Aufgreifen durch den Forscher - Aufschreiben auf ein Kärtchen - Einbauen in eine logische Struktur - fotografische Aufnahme - wird das Konstrukt jedesmal auf eine neue Realitätsebene gehoben und gewinnt eine Identität und Gegenständlichkeit, die ihm möglicherweise gar nicht angemessen ist. Die Gefahr ist groß, daß Alltagsbewußtsein gerade nicht überwunden, sondern als Denkschablone produziert oder zumindest gefestigt wird, die nach wie vor von der konkreten Lebenserfahrung abgelöst bleibt. Verstärkt wird diese Gefahr noch durch das trügerische Erfolgserlebnis, das sich bei der erforschten Person angesichts der Vergegenständlichung und Verwissenschaftlichung ihrer subjektiven Strukturen einstellt. Auch in der logischen Rekonstruktion sehen wir kein Regulativ, das Selbstreflexion in Gang setzt. Zwar zeichnet sich Alltagsbewußtsein nach den Ergebnissen von LEITHÄUSER & VOLMERG (1979, 97) durch logische Inkonsistenzen aus, die aber gerade die gesellschaftlichen Widersprüche und kollektiven Verzerrungs- und Verdrängungsmechanismen widerspiegeln, in welche die erforschte Person verwickelt ist **. Sie können nicht durch logische Operationen beseitigt werden. Es besteht vielmehr die Gefahr, daß die Logik der Alltagstheorien nicht rekonstruiert, sondern als Artefakt der Untersuchungssituation konstruiert wird (wenn auch von der erforschten Person und nicht vom Forscher) und damit die Inkonsistenzen und Widersprüchlichkeiten des Alltagsbewußt-

) * Bei dem gewählten Thema (Ironie) wäre eine Verlängerung allerdings auch an der fehlenden Relevanz für die meisten erforschten Personen gescheitert. Das Relevanzproblem wäre damit ein weiterer Kritikpunkt an dem Ansatz von SCHEELE & GROEBEN, den wir aber hier nicht weiter verfolgen wollen.

) ** Wenn wir so nachdrücklich auf die Kritik des Alltagsbewußtseins durch LEITHÄUSER et al. verweisen, heißt das nicht,

seins nur verdeckt werden. Das umso mehr, als die erforschte Person den Forscher als jemanden erlebt, der offensichtlich nur an den formalen Strukturen interessiert ist. Diese Situation drängt die erforschte Person zwar dazu, "Lücken in ihrem subjektiven Theoriensystem zu schließen", ohne andererseits "vitiöse Veränderungen" vorzunehmen SCHEELE 1980, 20 - 21).

Diese Kritik mag nun bei dem von SCHEELE gewählten Forschungsgegenstand - nämlich Ironie - nicht als sonderlich abträglich empfunden werden: Wem schadet es schon, wenn hier nur verzerrendes, verregelndes Alltagsbewußtsein zutage gefördert wird? Man braucht sich aber nur einmal vorzustellen, was bei manchen Personen herauskommen mag, wenn relevantere Themen wie z.B. "Todesstrafe", "Verhältnisse in der DDR" oder "kindliche Sexualität" behandelt werden: Ein System von Vorurteilen, Halbwahrheiten, Klischees, dessen Verschwommenheiten zugedeckt und dessen Widersprüche durch logische Konstruktionen geglättet werden. Auch die andere Möglichkeit der Kritik subjektiver Theorien anhand eines "klassischen Falsifikationskriteriums", haben wir im Abschnitt 2.2.4 als nicht tragfähig herausgearbeitet.

Dieser Rückfall in positivistische Wissenschaftstradition, die Bestehendes nur festschreibt, geht allerdings nicht auf das Konto der Struktur-Ge-Technik schlechthin, sondern zum großen Teil auch auf die Dialogsituation, in welche sie bei GROEBEN & SCHEELE eingebettet ist. Wir lehnen die Struktur-Ge-Technik deshalb nicht generell ab, sondern plädieren dafür, sie im Rahmen eines dialogischen Prozesses zu verwenden, in dem Alltagsbewußtsein durch die Konfrontation mit der konkreten Lebenserfahrung kritisierbar und veränderbar wird.

(Fortsetzung der Fußnote von der vorigen Seite:) ... daß wir seine Darstellung durchweg als bereits gesichertes Wissen betrachten würden. Die Kritik an dem Ansatz von SCHEELE & GROEBEN erscheint uns aber schon dann gerechtfertigt, wenn wir die LEITHÄUSERSchen Überlegungen nur der Möglichkeit nach akzeptieren, also lediglich behaupten: "Es ist möglich, daß Alltagsbewußtsein in der von LEITHÄUSER et al. beschriebenen Form existiert und funktioniert".

Assoziationsmethode und unscharfe Begriffe

Die Elemente des Alltagsbewußtseins sind häufig nicht logisch, sondern nur assoziativ miteinander verknüpft (LEITHÄUSER & VOLMERG 1979, 97), sind also eigentlich eher als "Konglomerate" denn als "Theorien" zu bezeichnen (weshalb wir auch den Begriff "Alltagstheorie" ungern verwenden und lieber von "subjektiven/mental Systemen/Strukturen" reden). LEITHÄUSER & VOLMERG sehen den Sinn dieser assoziativen Strukturen in einer Abwehrreaktion, die "unvertraute und irritierende Bedeutungen" aus dem Bewußtsein "austreibt"; "das Bekannte wird gegen das Fremde ... durchgesetzt, das Fremde wird unkenntlich gemacht, ausgeschlossen und vergessen". Wieder genügt es, derartige Feststellungen nur als Hypothese zu betrachten, um eine Methode zu fordern, in der die empirische Berücksichtigung solcher Hypothesen nicht von vornherein ausgeschlossen wird. Es geht also darum, assoziative oder sonstige alogische Verknüpfungen innerhalb mentaler Strukturen als solche zu erfassen und zu verstehen - und nicht darum, sie gar nicht erst zur Kenntnis zu nehmen bzw. sie voreilig durch "Hilfestellung" des Forschers zu beseitigen, wie wir das bei SCHEELE & GROEBEN (1979) kritisiert hatten. Am Ende des Forschungskontaktes zu je einer erforschten Person hoffen natürlich auch wir, daß sich ihre mentalen Strukturen in Richtung auf eine größere Klarheit und Stringenz entwickelt haben. Aber um die hierfür erforderlichen Lernprozesse in Gang zu setzen, müssen Forscher und erforschte Person zuerst einmal in jedem Einzelfall verstehen, inwiefern und warum das Alltagsbewußtsein alogische und/oder unlogische Strukturen aufweist. Erinnern wir uns daran (Abs. 7.1): Hermeneutik kommt ja gerade da in Gang, wo Texte "wirr, unvollständig, verschwommen, scheinbar widersprüchlich oder auf die eine oder andere Weise unklar sind" (TAYLOR 1975, 154).

Bei der Assoziationsmethode, die wir jetzt vorschlagen wollen, werden logische Verknüpfungen innerhalb mentaler Systeme nicht von vornherein unterstellt, andererseits Widersprüche und Unklarheiten auch nicht gleich offengelegt, sodaß die erforschte Person nicht vorzeitig in eine Verteidigungshaltung gedrängt wird. Die Methode besteht ganz einfach in der Aufforderung an die erforschte Person, von einem ihr als zentral für das jeweilige Forschungsthema erscheinenden Begriff ausgehend "verwandte Begriffe" oder "Dinge, die etwas damit zu tun haben")

zu suchen)*. Das entspricht der klassischen Assoziationsmethode der Psychoanalyse (JUNG 1906), nur wird dort das Augenmerk noch stärker auf alogische, scheinbar unsinnige Reaktionen gerichtet. Im Rahmen von Forschung sind dagegen auch logische Assoziationen relevant. Andeutungsweise finden wir dieses Vorgehen auch bei SCHEELE (1980, 21), wenn sie bei "Hemmungen, mit dem (Struktur-) Lege-Spiel zu beginnen, der erforschten Person vorschlägt, " ... doch erst einmal ohne die weißen (Formal-) Karten die Konzeptkarten nach ihrer Zusammengehörigkeit zu separieren ...".

Die These einer (nur) assoziativen Verknüpfung alltagssprachlicher Begriffe betrifft nun aber nicht nur die relationalen Eigenschaften mentaler Systeme, sondern auch die seiner Elemente - die Begriffe - selbst. Das sehen wir sofort daran, daß die Assoziationen ja auch ganz entscheidend von den Konnotationen eines Begriffs bestimmt werden, während logische Strukturen nur die Denotationen berücksichtigen. Bei dem Versuch von SCHEELE & GROEBEN, Alltagsbewußtsein in quasi-wissenschaftliche Theoriestructuren abzubilden, bleibt somit der konnotative Gehalt alltagssprachlicher Begriffe auf der Strecke.

Wir greifen, um hier weiterzukommen noch einmal unsere Überlegungen über das Verhältnis von konkreten und allgemeinen Begriffen auf, das sich in der hermeneutischen und empiristischen Erkenntnistheorie ganz unterschiedlich darstellt (siehe Abschn. 7.5). Der herrschenden empiristischen Psychologie liegt eine Meß- und Datentheorie zugrunde, in der jedes empirische Datum a zu einem definierten empirischen Relativ U gehört, das wiederum aus der geordneten Menge der empirischen Dinge A und der Menge empirisch beobachtbarer Relationen $R_1, R_2, R_3 \dots R_n$ zwischen diesen Dingen besteht (vgl. z.B. ORTH 1974, 15). Die Voraussetzung $a \in A$ enthält jedoch - so selbstverständlich sie auch erscheinen mag - wiederum implizit die Annahme, daß es überhaupt in jedem Fall entscheidbar ist, ob ($a \in A$) zutrifft oder nicht. Das ist die Voraussetzung für jede Messung, auch für die primitivste auf einer Nominalskala (Klassifikation) und damit für die gesamte Theorie- und Modellbildung, auch der multidimensionalen

)* Die "Relevanzurteile", die wir in einer früheren Untersuchung im Rahmen des klassischen Paradigmas (SOMMER & PETERMANN 1978) zu jedem Item eines Fragebogens erhoben haben, können als Vorläufer dieser Methode betrachtet werden. Wir hatten damals nachgewiesen, daß sich mit Hilfe dieser Relevanzurteile ein größerer Anteil der Urteilsvarianz in diesem Fragebogen aufklären läßt.

(vgl. z.B. AHRENS 1974, 59). Diese Voraussetzung kann aber für das Alltagsbewußtsein nicht ohne weiteres gemacht werden. Ob z.B. die Bemerkung meines Vorgesetzten, ein Vorschlag von mir "sei wirklich sehr originell", ironisch gemeint ist oder nicht, kann im Alltag nicht immer eindeutig entschieden werden. Gleichwohl muß ich auf diese Bemerkung irgendwie reagieren. Die Denotationen des Begriffs "Ironie", wie sie z.B. mit der "Struktur-Lege-Technik" von SCHEELE & GROEBEN (1979) ermittelt werden, helfen mir da nicht immer weiter. Damit wäre die "Realgeltung" der von SCHEELE (1980) ermittelten subjektiven Theorien über Ironie erneut infrage gestellt *. Im Alltag bin ich u.U. gerade auf die unscharfen "Randzonen" des Begriffs "Ironie" angewiesen, auf die - möglicherweise ganz individuellen - Konnotationen. Diese Unschärfe ist eine so fundamentale Eigenart alltagssprachlicher Begriffe, daß ich die These für vertretbar halte, die Gattung "Mensch" sei ohne sie längst ausgestorben. Dem steht nicht entgegen, daß man sich andererseits den ungeheuren Aufschwung von Technik und Naturwissenschaft nicht vorstellen kann, wenn man die genannte Eigenart der Alltagssprache nicht aus der Wissenschaftssprache eliminiert hätte. Aber es wird ja immer fraglicher, ob das Paradigma eben dieser Naturwissenschaften für die Psychologie noch angemessen ist.

In diesem Zusammenhang können wir etwas genauer auf das Konzept der "unscharfen Mengen" ("fuzzy sets") eingehen, die wir im Abschn. 2.1.2 schon einmal kurz erwähnt haben. Es wird für jeden empirischen Gegenstand eine "Zugehörigkeitsfunktion" gesucht

)* Da wir den Ansatz von SCHEELE & GROEBEN (1979) an verschiedenen Stellen - jedesmal von einem anderen Blickwinkel aus - kritisiert haben, fassen wir hier unsere Einwände noch einmal zusammen. Wir haben kritisiert, daß

1. der Übergang zu einer falsifikationstheoretischen Wissenschaftskonzeption bei der Überprüfung von Alltagstheorien auf ihre Realgeltung nicht begründet wird und uns nicht zwingend erscheint; (Abs. 2.2.4)
2. wesentliche Merkmale des Alltagsbewußtseins - und damit Ansatzpunkte hermeneutischen Verstehens - verloren gehen, wenn vorschnell in formale Strukturen abgebildet wird (Struktur-Lege-Technik, Abs. 3.2.3)
3. die "Unschärfe" möglicherweise gar kein Mangel, sondern eine Stärke des Alltagswissens ist, welche seinen Anwendungsbereich und damit seine "Realgeltung" erheblich erweitert. Diese Kritik läuft darauf hinaus, daß die Elimination der Unschärfe nicht nur am Beginn der Rekonstruktion von Alltagsbewußtsein (vgl. vorstehenden Pkt. 2) ein Fehler ist, sondern auch nicht als Ziel einer emanzipatorischen Forschung betrachtet werden kann (Abs. 3.2.3).

oder vorausgesetzt, die den Grad seiner Zugehörigkeit angibt zu einer definierten Menge (die z.B. als theoretisches Konstrukt interpretiert werden kann.). Enthält diese Zugehörigkeitsfunktion nur die Werte Null und Eins, haben wir die klassische Mengenlehre und damit auch die augenblicklich in der Psychologie gegebene Daten- bzw. Meßtheorie. Diese kann aber (wie so oft bei der Weiterentwicklung wissenschaftlicher Systeme) als Sonderfall eines allgemeineren Modells aufgefaßt werden, in dem die Zugehörigkeitsfunktion unendlich viele (oder zumindest mehr als zwei) Werte enthält. Auf diese Weise kommt man zu unscharfen Mengen, bei denen einige Axiome der BOOLEschen Algebra nicht mehr gelten (z.B. der Satz, daß die Schnittmenge zweier komplementärer Mengen gleich der leeren Menge ist).

Obwohl das Konzept unscharfer Mengen auch im Rahmen der herrschenden Psychologie zur Entwicklung formaler Modelle verwendet wird (vgl. z. B. THOLE et al. 1979), glauben wir, daß es auch bei der Fundierung dialogischer Ansätze eine wichtige Rolle spielen könnte. Auf seiner Grundlage läßt sich eine neue Begriffstheorie entwickeln, die hermeneutischen Methoden angemessener ist als die klassischen Begriffssysteme mit einer $(0;1)$ -Zugehörigkeitsfunktion eines Elementes zu einer (Teil-) Menge und damit eines konkreten Phänomens zu einem Begriff bzw. eines untergeordneten zu einem übergeordneten Begriff.

Gruppendiskussion

Gegenüber dem Zweiergespräch, das wir bisher unseren Überlegungen zugrundegelegt haben und bei dem außer dem Forscher und der erforschten Person allenfalls noch ein Beobachter teilnimmt, führt die Gruppendiskussion des Forschers mit mehreren erforschten Personen zusätzliche Bereiche der Lebenspraxis in den Forschungsprozeß ein und eröffnet neue Formen der Auseinandersetzung mit dem Alltagsbewußtsein. Andererseits ergeben sich auch zusätzliche methodische Schwierigkeiten. Bevor wir das näher ausführen, wollen wir sehen, wie eine Gruppendiskussion gestaltet werden könnte, wenn sie im Rahmen eines hermeneutischen Paradigmas verwendet wird. VOLMERG (1977) hat die folgenden Anforderungen herausgearbeitet, die zum großen Teil im Widerspruch stehen zu den Kriterien der herrschenden empirischen Sozialforschung. Die Gründe dafür liegen z.T. auf der Hand, im Übrigen verweisen wir auf den zitierten Text; wir beschränken uns hier auf die positiven Forderungen:

- Geeignet sind Gruppen, "... die sich entweder schon auf einer gemeinsamen Erfahrungsbasis zusammengefunden haben oder sich doch zumindest zusammenfinden können", z.B. Mitarbeiter eines Betriebes, Mitglieder einer Bürgerinitiative, Insassen eines Gefängnisses usw.
- In dem einleitenden Kontakt muß der Forscher den "... Bezug der Untersuchung zu den Bedürfnissen und Interessen der Gruppe herstellen". Das schließt z.B. standardisierte Einladungen und Einleitungen zu dem Gespräch aus.
- "... Es (kommt) darauf an, die Gruppe ihres Subjektstatus zu versichern".
- Der Forscher engagiert sich selbst für die Ziele der Gruppe, soweit das im Rahmen seines Forschungsauftrages bzw. seiner sonstigen beruflichen und privaten Rahmenbedingungen möglich ist. Das setzt voraus
- eine längere Zusammenarbeit mit der Gruppe, mehrmalige Wiederholung der Gruppendiskussion, bei denen auch
- Meinungsänderungen und Lernprozesse der Diskussionsteilnehmer erfaßt werden können und der Forscher Informationen erhält, "... aufgrund welcher Erfahrungen die Gruppe in besonderer Weise zu dem Thema Stellung genommen hat. Er muß ihre Bezugssysteme kennen, d.h. ihre gesellschaftliche Stellung, ihre besonderen Probleme, aber auch die aktuellen gruppendynamischen Prozesse und Konflikte in der Gruppe".
- "Die Gruppe kann an der Auswertung des Diskussionsmaterials im Sinne der Selbstaufklärung beteiligt werden. Die Erarbeitung von Auswertungskategorien durch die Gruppe bedarf der Unterstützung durch den Wissenschaftler."

Eine so konzipierte Forschungssituation führt gegenüber dem Zweiergespräch (ggf. mit Beobachter) die soziale Interaktion mit alltäglichen Bezugspersonen als zusätzliche Realitätsebene in

den Forschungsprozeß ein. Die Verbindung des Alltagsbewußtseins zur Lebenspraxis, die im Zweiergespräch nur aufgrund der von der erforschten Person selbst symbolisierten (erinnerten und verbalisierten) Alltagserfahrung hergestellt werden kann, ist in der Gruppendiskussion jetzt in dreifacher Hinsicht auf direkterem Wege zu erreichen:

- Die Gruppendiskussion wiederholt als realisierte soziale Interaktion zwischen den Teilnehmern selbst ein Stück Lebenspraxis.
- Die gemeinsame Erfahrungsbasis der Gruppenmitglieder ermöglicht eine gegenseitige Korrektur und Ergänzung der nur in symbolisierter Form behandeltem Lebenspraxis.
- Lebenspraxis kann schließlich auch in den gemeinsamen Zielen der Teilnehmer antizipatorisch repräsentiert sein, sofern es sich um Gruppen handelt, die eine Änderung ihrer Lebenssituation planen.

Im letzten Fall geht das Gruppendiskussionsverfahren fließend in die Aktionsforschung über. Wir werden darauf im Abschn. 9.1 noch einmal ausführlicher zurückkommen. Im übrigen gelten die Bedingungen, die wir bereits für die Zweiergespräche herausgearbeitet haben, also hauptsächlich die Übereinstimmung der Teilnehmer (Konsens) als Wahrheitskriterium in einer möglichst herrschaftsfreien Situation. Die Frage der Herrschaft ist auch in der Gruppendiskussion nur durch ständig wiederholte metakommunikative Gesprächsphasen zu klären, womit sich eine starke Annäherung an die "themenzentrierte Interaktion" (Cohn 1976) ergibt. Diese haben auch LEIPHÄUSER & VOLMERG (1977) als Vorbild ihrer Forschungssituation betrachtet. Sie ist jedenfalls einer "teilnehmenden Beobachtung" des Forschers bei Gruppendiskussionen vorzuziehen, die von der ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (1976, 130 - 140) vorgeschlagen wird.

Gegenüber dem Zweiergespräch ergeben sich allerdings auch zusätzliche methodische Probleme. Erstens kann nicht unterstellt werden, daß Alltagsbewußtsein nur kollektive Verzerrungen und andere Desymbolisierungen enthält, sondern auch individuelle. Diesen kann man in der Gruppendiskussion meist nicht mit der nötigen Gründlichkeit nachgehen, ohne die Geduld der anderen Teilnehmer überzustrapazieren. Zweitens ist die Gruppendynamik sicher komplizierter als im Zweiergespräch. Zwar können die erforschten Personen versteckten oder offenen Herrschaftsansprüchen des Forschers eher als Gruppe entgegenwirken, als wenn sie vereinzelt sind. Das heißt, die Kontrolle von Störeinflüssen geht z.T. vom Forscher auf die Gruppe über, wie das STREIFFELER .

(1980) in seinen Gruppendiskussionen mit afrikanischen Eingeborenen zeigen konnte. Auf der anderen Seite sind aber auch unter den erforschten Personen selbst Herrschaftsstrukturen nicht auszuschließen, die u.U. für den Forscher selbst nur schwer zu durchschauen und abzubauen sind. LORENZER (1980) hat die These formuliert, daß Gruppendiskussionen nur in Gesellschaften als Forschungsmethode akzeptiert werden können, in denen Herrschaft noch nicht verinnerlicht ist, sondern noch als Anspruch von Personengruppen außerhalb der Gruppe gesehen wird. Diese Voraussetzung sei möglicherweise in den von STREIFELER untersuchten zaïrianischen Stämmen noch gegeben, aber nicht in den westlichen Industrienationen. REINKE-KÖBERER (1980) hat z.B. berichtet, daß Strafgefangene in einer Gruppendiskussion eine eigene Gefängnisordnung entworfen haben, die repressiver ist als die von staatlichen Instanzen verordnete.

In einigen Arbeiten mit Gruppengesprächen als Forschungsmethode werden kollektive Verregelungsmechanismen, die Reflexionsprozesse eher unterbinden als fördern, detailliert geschildert. In den Gruppen von Lehrern und Schulpsychologen, mit denen RADTKE (1981, 155 - 156) gearbeitet hat, kam z.B. Selbstkritik ansatzweise auf; deren reflektorische Potenz wurde aber dadurch zunichte gemacht, daß sie sich auf Verhaltensweisen bezog, die zwar einerseits schon als kritikbedürftig betrachtet, aber andererseits auch wieder als unvermeidbar angesehen wurden (etwa von der Art: "Irren ist menschlich"). So zielte die "Selbstkritik auch hier auf verständnisvolles Nicken der Kollegen, auf Bestätigung des praktizierten Verhaltens, auf Rückversicherung".

VOLMERG et al. (1981, 98 - 99) haben in Gruppengesprächen mit Bandarbeiterinnen beobachtet, daß dort schon persönliche Gedanken, Gefühle und Erfahrungen berichtet werden, die als Grundlage für die Reflexion der eigenen Situation dienen könnten. Aber "von den Kolleginnen werden (diese Inhalte) nur

insoweit aufgenommen, als sie mit ihren eigenen Erlebnissen während der Arbeit übereinstimmen. Dadurch entsteht ein Widerspruch, sozusagen ein freihängender Faden der Geschichte. Um diesen Widerspruch aufzuheben, beeilt sich die Betroffene nun, den Faden wieder anzuknüpfen. Als ob sie selbst es nur so und nicht anders gemeint hätte, pflichtet sie nachträglich der Wahrnehmung der anderen bei. ... In der unbewußten Grammatik (der Gesprächssituation) scheinen persönliche Gedanken und Gefühle gleichbedeutend mit abweichenden Gedanken und Gefühlen zu sein. Das über das allgemein geteilte Erleben der Arbeit Hinausgehende scheint annormal, abwegig, ablehnungswürdig. Weil es kein Gehör findet, muß es ungeschehen gemacht werden. Auf die Nichtbeachtung folgt die Selbstverleugnung des eigensinnigen Erlebnisanteils. ... So paradox es zunächst klingen mag, ist es gerade jenes Bestreben, in seinen Gefühlen, Gedanken und Handlungen anerkannt, aufgenommen und verstanden zu werden, was zu deren Nichtachtung und Verwerfung führt."

In der Anfangsphase der Entwicklung einer dialogischen Hermeneutik, in der wir uns gegenwärtig noch befinden, erscheint uns aus diesen Gründen das Zweiergespräch zwischen Forscher und erforschter Person als überschaubarer und einfacher in der Handhabung.

Hermeneutik objektivierter Symbolsysteme

Texte und andere Symbolsysteme, die sich dem Texturheber gegenüber verselbständigt haben, wie Publikationen sachlicher und künstlerischer Inhalte in Wort, Bild und Ton, Verkehrszeichen, Inschriften an Hauswänden und in Toiletten usw. bezeichnen wir als vergegenständlichte, objektivierte Symbolsysteme. Wir rechnen dazu auch von Menschen geschaffene Gebilde, die ursprünglich nicht oder jedenfalls nicht nur als Symbolträger gedacht waren, wie handwerkliche oder technische Produkte und Architektur aller Art bis hin zur Landschaftsgestaltung. Ein weiterer Bereich sind gesellschaftliche Institutionen wie Behörden, Schulen, Dienstleistungsbetriebe, Fabriken, Kirchen, Vereine usw. - sowohl gesehen als physische (Gebäude) wie als soziale Gebilde (Gruppierungen von Menschen einschließlich der Beziehungen zwischen ihnen). Schließlich gehören zu den objektivierten Symbolsystemen auch ganze Völker oder Nationen, einschließlich ihrer nach räumlichen (Stadt, Dorf, Landstrich), ethnischen, familiären, standesmäßigen, beruflichen, schicht- und klassenmäßigen, altersbedingten Kriterien unterscheidbaren Teilmengen mit ihrer ggf. spezifischen Sprache, Kultur und Technik. Wie wir im Abschn. 7.2 näher ausgeführt haben, ist jedes individuelle Symbolsystem (Bewußtseinsstruktur) auf eines oder mehrere dieser objektivierten Symbolsysteme bezogen und kann nur mit diesem (diesen) gemeinsam einer hermeneutischen Untersuchung zugrundegelegt werden.

Die Deutung objektivierter Symbolsysteme erfolgt notwendigerweise monologisch, entspricht also der klassischen Hermeneutik. Konkretere Handlungsanweisungen können nicht gegeben werden. Wir wollen deshalb wenigstens ein praktisches Beispiel anführen. In einer Untersuchung des Phänomens "Psychologisches Institut" von PAULS (1978) läßt sich sehr schön die Technik der Distanzierung demonstrieren (er tritt dem Phänomen, obwohl selbst Psychologe, "wie ein Fremder" gegenüber). Vergleicht man besonders seine Deutung des experimentellen Vorgehens in diesem Institut mit dem, was man darüber in einem Lehrbuch der psychologischen Methodenlehre findet, dürfte auch deutlich werden, was man in der Hermeneutik objektivierter Symbolsysteme unter "alternativer Lesart" versteht:

Was sieht ein Fremder, irgendein Beamter, Arbeiter oder Angestellter einer Behörde oder Branche, die nichts mit Psychologie zu tun hat, bereits im Vorraum eines psychologischen Instituts? Jedenfalls genug, das darauf schließen läßt, daß er sich in einer *instituierten Gruppe* aufhält, die *fremd-normativ bestimmt* ist. Ebenso wie er sich sofort am Wegweiser und an den im Glaskasten ausgehängten Blättern orientieren kann, können sich auch neue Mitglieder, die eine instituierte Gruppe jederzeit „aufnehmen kann, ... in ihr zurechtfinden“. Dazu brauchen sie kaum jemanden der alten Mitglieder zu kennen, denn zusammengehalten wird sie „nur durch funktionelle Bestimmungen oder Anordnungen höherer Instanzen ...“, sie hat als Gruppe wenig soziale Realität“ (Krege, 1977, S. 123). Unser Besucher braucht nur nach rechts in den Glaskasten zu sehen: Die Rahmenprüfungsordnung und (von diesem Rahmen abgesteckt) das Verzeichnis der Vor- und Hauptdiplomveranstaltungen sowie die Richtlinien über die Ableistung von Praktika, den Erwerb von sogenannten Scheinen und Versuchspersonenstunden weisen ebenso auf die Fremdbestimmung hin wie das Blatt, das über die Zusammensetzung der Fachschaft Auskunft gibt.

In dieser Institution steht für jeden fest, was er zu tun und zu lassen hat. Sie ist von außen fest-gestellt: So gibt es hier Menschen, die andere leiten müssen, aber von wieder anderen nicht geleitet werden sollen. Auch das kann man bereits im Vorraum des Instituts erkennen. Man erfährt es durch einen Blick auf den Wegweiser: Ein „Institutsleiter“ und mehrere „Abteilungsleiter“ sind dort aufgeführt. Wie in jeder instituierten Gruppe, leben alle Mitglieder dieses Hauses — ob sie das wollen oder nicht — „im Einklang mit der in ih(r) und in ihrer Umgebung geltenden Ordnung“ und verändern sie nicht (S. 37).

Auch die informellen Gruppen, die sich in dieser Institution bilden, sind dem von außen gesetzten Rahmen angepaßt. Unser Besucher braucht sich nur im Vorraum und auf den Fluren umzuschauen, und er wird hauptsächlich solche Menschen zusammen sehen, die „benachbarten, gleichrangigen oder etwas höheren hierarchischen Positionen“ der instituierten Gruppe angehören (S. 37 f.).

Jedenfalls bemerkt der Gast, der das psychologische Institut zum ersten Mal besucht, daß es dort auf den ersten Blick nicht anders aussieht, als in seiner Firma oder auf dem Amt, wo er beschäftigt ist.

Die Forschungshandlungen

Bleiben wir noch einen Moment bei unseren Besucher. Nehmen wir an, es wird ihm erlaubt, bei einer psychologischen Untersuchung zuzuschauen; und nehmen wir weiter an, daß er zuvor noch nie etwas über den Hergang des psychologischen Forschens erfahren hat. Was wird er sehen? Wird ihm auch hier wieder alles durchaus bekannt vorkommen? Nun, er wird sehen, wie ein paar Mitglieder des Instituts (die hier „Versuchspersonen“ oder einfach „Vpn.“ genannt werden) nach vorgegebenen Möglichkeiten auf Befehl handeln, ohne zu wissen, welchen Sinn ihr Handeln hat, was es für sie selbst bedeutet und für den, der sie anweist und kontrolliert (und der hier „Versuchsleiter“ bzw. „Vl.“) heißt. Sie können weder den ganzen Zusammenhang durchschauen, in dem ihr Tun steht, noch können sie sicher sein, daß der Versuchsleiter ihnen seine wahren Absichten mitteilt. Und was schließlich das Ergebnis ihrer Aktivitäten sein wird, werden sie nie erfahren (vgl. Jourard, 1973). Doch: Warum tun sie das alles? Meist, weil sie es tun müssen; aus existentiellen Gründen; denn meist sind die Versuchspersonen Studenten, die nur dann ihr Diplom machen dürfen, wenn sie zuvor 10 oder 20 Versuchspersonenstunden „abgeleistet“ haben¹.

Betrachtet man sich die Situation, in der Versuchsleiter und Versuchspersonen in psychologischen Untersuchungen zusammenkommen, so kann man den entstehenden, nur vorübergehend bestehenden sozialen Gebilden auch dann nicht den Status einer Gruppe

¹ Die sogenannten freiwilligen Versuchspersonen sind hierin nur dann eine Ausnahme, wenn sie wirklich aus nichts als Spaß an der Freud' an einer Untersuchung teilnehmen — und Leute, die sich freiwillig in fremdbestimmte Situationen begeben, soll es ja nicht nur in psychologischen Untersuchungen geben. Wenn eine „freiwillige“ Vp. Geld für ihre Teilnahme an einer Untersuchung bekommt, liegen die existentiellen Gründe hingegen schon gar nicht mehr fern.

zusprechen, wenn man zwei der meines Wissens allgemeinsten Definitionen heranzieht. Nach Merton (1957, S. 284 f.; vgl. auch Krege, 1977, S. 11 f.) kann man nur dann von einer Gruppe reden, wenn (1) mehrere Leute geregelt miteinander umgehen, die (2) von außenstehenden wie von nicht-außenstehenden anderen als Gruppenmitglieder angesehen werden und wenn (3) die Interagierenden selbst sich als Mitglieder ein und derselben Gruppe begreifen. Das erste Kriterium ist erfüllt: Die Methodologie psychologischer Forschung stellt die Regeln zur Verfügung. Das zweite und das dritte Kriterium sind jedoch nur zum Teil erfüllt: Ein Außenstehender (zum Beispiel unser Besucher) sieht eventuell die Versuchspersonen und den Versuchsleiter als Gruppe an; die Versuchspersonen werden sich jedoch normalerweise höchstens untereinander als zusammengehörig erleben und den Versuchsleiter als einen Außenstehenden ansehen, von dem sie etwas anderes wollen als er von ihnen. Sofern die Versuchspersonen Studenten sind, wollen sie meist nichts anderes, als eine Bescheinigung über ihren „Dienst“, während der Versuchsleiter sich lediglich dafür interessiert, wie seine Vpn. unter den von ihm gesetzten Bedingungen „reagieren“.

Gerade das Interesse des Forschers an den jeweiligen Daten ist das entscheidende Moment dafür, daß auch nach der so allgemeinen (formalen) Definition von Hofstätter die in einer Untersuchungssituation zusammenkommenden Vl. und Vpn. nicht als Gruppe bezeichnet werden können: Nach Hofstätters Auffassung kann nur dann von einer Gruppe die Rede sein, wenn sich mehrere Menschen in Aktionen, die aufeinander abgestimmt sind, wechselseitig steuern, wobei die Handlungen jedes einzelnen das Tun aller oder einzelner anderer beeinflussen (Hofstätter, 1957, S. 154). Das ist aber in psychologischen Untersuchungen nicht der Fall. Zum einen sind die Aktionen der Beteiligten nicht aufeinander abgestimmt; in der Mehrzahl psychologischer Experimente verbietet es die Methodologie dem Forscher zuzulassen, daß die Vpn. sich absprechen, und ebenso wenig darf der Vl. den Vpn. etwas über seine Absichten und Vermutungen (Hypothesen) mitteilen. Zum anderen ist keine wechselseitige Steuerung vorhanden: Weder bei der Planung noch bei der Auswertung der Untersuchung haben die Vpn. Einfluß auf den Vl.; und alles, was während der Durchführung einer Untersuchung

an Informationen von seiten der Vpn. kommt und nicht in die Kategorien paßt, die der Vl. jeweils durch Operationalisierungen hergestellt hat, darf sich nicht auf seine Interpretation des jeweiligen Geschehens auswirken.

Wie läßt sich aber nun die (soziale) Situation „psychologische Untersuchung“ gruppenspezifisch fassen, wenn nicht einmal die Rede davon sein kann, daß eine Gruppe vorhanden sei?

Auf jeden Fall kann man sagen, daß es sich bei einer psychologischen Untersuchung um eine *Handlungskonstellation* handelt, zu der sich Teile einer *Quasi-Gruppe* zusammenfinden. Denn: „Wir nennen eine ... von einer Zentralperson oder einem ‚Ich‘ zu einem bestimmten Zweck mobilisierte Gruppe eine *Handlungskonstellation*“ (Krege, 1977, S. 63); und eine *Quasi-Gruppe* ist dann „eine Folge von Handlungskonstellationen...“ (S. 71). Die Zentralperson ist in unserem Fall der Vl., der voll und ganz der positivistischen Gewohnheit entsprechend, ihn als „Erkenntnisobjekt“ zu bezeichnen, das

„Ich“ aller Handlungskonstellationen darstellt, die zusammen die Quasi-Gruppe bilden, welche wiederum der Summe aller Einzeluntersuchungen eines Untersuchungsprogramms entspricht.

Man möge mir den Vergleich verzeihen, aber von der (abstrakten) Dynamik her gesehen, verhält sich ein Vl. wie jener jugendliche Anführer, von dem Krege berichtet, daß er „zwar kaum 100 Leute persönlich kennt, ... aber dennoch unter bestimmten Umständen mehrere tausend mobilisieren kann“ (S. 70; vgl. auch Merton, 1957, S. 342 ff.). Obwohl es ein Vl. wohl nicht ganz so weit bringen wird, für eine Untersuchung mehrere tausend Studenten zusammenzutrommeln, paßt dieses Beispiel doch in unseren Kontext: Hier wie dort bestimmen Menschen über andere, ohne daß die fremdbestimmten ihre Befehlshaber näher kennen; und das ganze kann soweit gehen, daß die Befehlsempfänger — gleichgültig ob „Rocker“ oder „normale“ (Versuchs)personen — auf Geheiß ihres „Führers“ Menschen körperlich Gewalt antun und sie unter Umständen töten. Je mehr der Befehlshaber den Befehlsempfänger kontrolliert, d. h. je besser er feststellen kann, ob seine Befehle ausgeführt werden, desto eher ist der Befehlsempfänger bereit, zu quälen und zu töten (vgl. Milgram, 1965).“

Nimmt man zu dieser Untersuchung eines objektivierten Symbolsystems noch die Deutungen der mentalen Strukturen der Experimentalpsychologen, wie sie z.B. DEVEREUX (1976) — allerdings nur monologisch — gewonnen hat, kommt man zu dem, was wir uns unter einer umfassenden hermeneutischen Untersuchung des Symbolsystems „Psychologisches Institut“ vorstellen.

4. Allgemeine methodische Fragen dialogischer Forschung

4.1 Ein Stufenmodell zum Auffinden von Forschungspartnern

Auch für ein Forschungsthema von allgemeiner Wichtigkeit dürfte sich nur ein geringer Anteil der Bevölkerung für eine derart intensive und langfristige Zusammenarbeit mit dem Forscher bereit erklären, wie sie in unseren Dialogen vorausgesetzt wird. Man wird eine größere Anzahl von Personen - in der Größenordnung von vielleicht hundert oder einigen hundert - fragen müssen, um schließlich zehn oder zwanzig für eine Serie von Dialogen gewinnen zu können. Und selbst von diesen Dialogen wird noch einmal ein gewisser Anteil nicht über die Expositionsphase hinauskommen und vielleicht schon nach zwei bis drei Sitzungen als unergiebig abgebrochen werden müssen. Es bleibt also eine extrem ausgelesene Stichprobe übrig, die brauchbare Ergebnisse liefern kann. Auch wenn wir den nomothetischen Anspruch aufgegeben haben, bleibt die

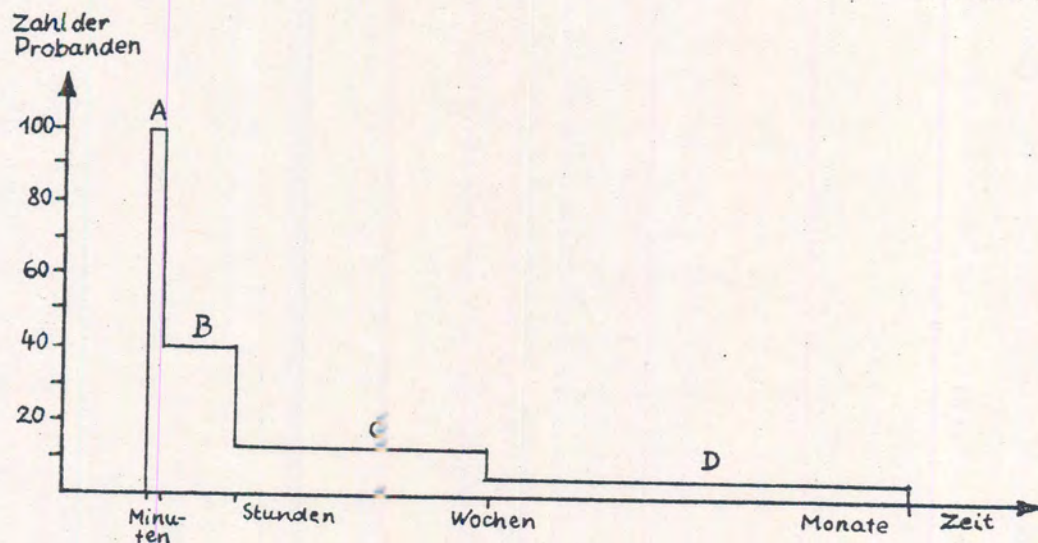


Abb. 1: Ein Stufenmodell zum Auffinden von Forschungspartnern (fiktive Daten)

- A: Kurzbefragung, Dauer wenige Minuten
- B: Offenes Interview, Dauer eine halbe bis eine Stunde
- C: Dialoge in der Expositionsphase
- D: Dialoge, welche die Reflexionsphase erreichen

Frage berechtigt, ob wir auf diese Weise - wieder einmal - eine "Psychologie der oberen Mittelklasse" etablieren. Dem kann man entgegenwirken, indem man, wie z.B. GALLIKER (1980) oder VOLMERG et al. (1981), gezielt verschiedene Berufsgruppen und soziale Schichten in die Untersuchung einbezieht. Ist dagegen der zunächst angesprochene Personenkreis unspezifisch, wie z.B. bei telefonischen Kontakten oder solchen mit Passanten auf einer belebten Straße, möchten wir das folgende "Stufenmodell" vorschlagen: Der erste Kontakt - Stufe A - besteht in einer Kurzbefragung; dabei werden zwei bis drei Fragen zum Forschungsthema gestellt, die mit Blick auf eine möglichst geringe Verweigerungsquote formuliert werden. Sie müssen also leicht zu beantworten sein und sollen keine Abwehrhaltung aufkommen lassen. Außerdem soll Interesse am Thema geweckt werden, um die Bereitschaft zur Teilnahme an einem offenen Interview (Stufe B) zu wecken. Die Kurzbefragung beinhaltet auch einige wenige Fragen, die zusammen mit den durch Augenschein zu ermittelnden Daten (ungefähres Alter, Geschlecht) wenigstens eine grobe soziographische Einordnung der kontaktierten Personen ermöglichen sollen. Die letzte Frage dieser Kurzbefragung betrifft die Teilnahme an einem offenen Interview zur gleichen Thematik. Mit den hierzu bereiten Personen beginnt dann die Stufe B. Die Fragen dieses offenen Interviews sollten vor allem geeignet sein, das Interesse der befragten Personen am Thema weiter zu verstärken. Außerdem können jetzt die soziographischen Daten aus der Kurzbefragung ergänzt werden. Am Ende des Interviews wird dann die Teilnahme an einem Dialog angeboten, wobei mindestens drei je einstündige Sitzungen, verteilt über zwei bis drei Wochen, vereinbart werden. Mit diesen Dialogen erreichen wir dann die Stufe C (Expositionsphase), die bei günstigem Verlauf (anhaltendes Interesse des Dialogpartners und dessen Bereitschaft, seine Positionen infrage zu stellen) in die Stufe D (Reflexionsphase) übergeht. Ein Vergleich der in den vier Stufen gesammelten soziographischen Daten läßt dann erkennen, ob die zum Dialog bereiten Personen eine ganz spezifische Auswahl darstellen. Ferner fallen einige Informationen darüber an, ob auch die inhaltliche Orientierung der befragten Personen mit der Bereitschaft zum Dialog korreliert. Das alles sind in unserem Forschungskonzept freilich nur Nebenergebnisse; die wichtigsten Ergebnisse erhoffen wir uns in den Dialogen, welche die Reflexionsphase erreichen. Warum wir uns von der Kurzbefragung und dem Interview nicht allzuviel versprechen, ergibt sich aus einer grundsätzlichen Kritik dieser Methoden, auf die wir hier nicht weiter eingehen können (vgl. z.B. BERGER 1981).

4.2 Auswertung und Darstellung der Ergebnisse

Einzelfalldarstellung

Die Ergebnisse werden zunächst in der Form einer Einzelfalldarstellung zusammengefaßt. Unter einem "Fall" ist dabei keineswegs nur eine Person zu verstehen, obwohl dies wohl die wichtigste und häufigste Form dialogischer Forschung sein dürfte. Der "Fall" kann aber auch eine natürliche Gruppe von Personen sein wie z.B. eine Kleinfamilie in den Untersuchungen von OEVERMANN et al. (1977, 1979) oder eine Situation, wie z.B. die am Arbeitsplatz des Fließbandes (LEITHÄUSER et al. 1980, VOLMERG et al. 1981). Entscheidend ist jedenfalls, daß in allen diesen Beispielen der "Fall" nicht aus einer Abstraktion entsteht, sondern eine räumlich und zeitlich lokalisierbare, konkret vorfindbare Einheit darstellt.

Datenreduktion

Sofern wörtliche Transskriptionen der Dialoge angefertigt werden, können sie aus Gründen der Überschaubarkeit allenfalls als Anhang eines Forschungsberichts publiziert werden. In der eigentlichen Darstellung der Ergebnisse wird man eine beträchtliche Datenreduktion vornehmen müssen, in die u.U. einzelne Dialogpassagen eingeschoben werden. Das wichtigste Ziel der Auswertung ist es, gemeinsam mit der erforschten Person Hauptthemen der verschiedenen Dialogpassagen zu ermitteln. Ihr Inhalt ist dann in verdichteter Form darzustellen, ihr logischer und argumentativer Zusammenhang - etwa wie in der Strukturlege-Technik (SCHEELE & GROEBEN 1979) - aber auch ihre Unlogik und Widersprüchlichkeit. Sofern ein Thema in einer Problematik besteht, sind Lösungsvorschläge darzustellen, wenn sie in den Dialogen formuliert wurden oder es ist auszuführen, inwiefern sich keine Lösungen angedeutet haben. Wichtig sind auch Prozessabläufe einer Problemgenerierung bzw. Problemlösung.

Repräsentativität, Relevanz, Realitätshaltigkeit

Zur Begründung der Repräsentativität ist auszuführen, für welche Ausschnitte der gesellschaftlichen Realität die ge-

wählten Einzelfälle - Personen, Situationen und Rahmenthemen der Dialoge - als besonders "typisch" betrachtet werden. In diesem Zusammenhang kann auch die Relevanz des Themas erläutert werden, indem der Forscher eine Einordnung in sein Gesellschaftsmodell vornimmt und zeigt, welchen Stellenwert und welche Funktion die Untersuchung in diesem Modell hat. Die Realitätshaltigkeit ist zu diskutieren anhand der Frage, wo und wann die erforschte Person die in den Dialogen ermittelten Bewußtseinsinhalte in ihrem Leben in Tätigkeiten (die ^{das} gesamte Spektrum von der Reaktion bis zur geplanten Handlung umfassen) umgesetzt und auf diese Weise mit ihrer personellen und sachlichen Umwelt in Berührungen, Interaktionen und Konflikte geraten ist.

Kontextabhängigkeit

Unter diesem Stichwort kann eine Einordnung des Einzelfalls in die jeweiligen konkreten, einmaligen historischen Gegebenheiten versucht werden, womit auch die Grenzen der Repräsentativität und Relevanz, bei denen es ja um a l l g e m e i n e Zusammenhänge ging, aufgezeigt werden. Hier muß also erläutert werden, in welchen Bereichen gerade k e i n e räumlich-zeitliche Abstraktion vorgenommen werden kann. Die Resultate sind als (meist kleiner) Ausschnitt eines historischen Entwicklungsprozesses darzustellen, als etwas, das geworden ist und sich in weiterer Entwicklung befindet und somit auch als grundsätzlich beeinflusbar erkannt wird. Diese historische Verortung verhindert einerseits eine vorschnelle und platte Übertragung auf "vergleichbare Fälle", weist aber andererseits auch die Bedingungen einer praktischen Verwertbarkeit auf. Das Paradigma für diese Art der Darstellung ist die Geschichtswissenschaft, in der ein historisches Ereignis als Einzelfall dargestellt wird. Auch dort verhindert die Schilderung des Kontextes eine vorschnelle Abstraktion und Übertragung auf heutige Verhältnisse, ermöglicht aber andererseits ein "Lernen aus der Geschichte", soweit das überhaupt möglich ist. Dieses Lernen kann ja auch nur in einer Sensibilisierung für bestimmte Erscheinungen und Zusammenhänge bestehen und in einer Ausdifferenzierung des Vokabulars, mit dem auch eine heutige Situation kognitiv und kommunikativ verfügbar und damit auch veränderbar gemacht wird.

Prozeßcharakter der Ergebnisse

Aus der grundsätzlichen Veränderbarkeit einer gesellschaftlichen Situation, die wir bereits im Zusammenhang mit der kontextuellen Gebundenheit des Einzelfalls erwähnt hatten, ergibt sich für die Darstellung der Ergebnisse eine weitere Forderung: Der Prozeßcharakter der ermittelten Bewußtseinsinhalte ist besonders herauszuarbeiten, also die Tatsache, daß sich die Forschungspartner ändern, besonders wenn es gelungen ist, in den Dialogen Reflexionsprozesse in Gang zu setzen. Auch wenn die Dialoge in den meisten Fällen nur einen winzigen Ausschnitt aus vermuteten längeren Entwicklungsprozessen darstellen, ist es vielleicht doch möglich, die Richtung dieser Entwicklung deutlich zu machen. Damit ist die "historische Verortung" des Einzelfalles eine zweifache: Einmal die Einordnung in gesellschaftliche Zusammenhänge, die wir unter dem Stichwort "Kontext" erläutert hatten; zum zweiten aber auch die Einordnung in die individuelle Geschichte, die Biographie. Auch hier sei daran erinnert, daß unser "Einzelfall" keine Person sein muß und daß es auch eine der Biographie entsprechende individuelle Geschichte z.B. eines bestimmten Arbeitsplatzes gibt, die seine Gewordenheit und prinzipielle Veränderbarkeit in das Bewußtsein zurückruft.

Fachwissenschaftliche und populärwissenschaftliche Publikation

Die Berechtigung der Einzelfallanalyse ergibt sich aus dem Wertungszusammenhang dialogischer Forschung, den wir im Abschn. 1.3 genauer ausgeführt haben. Es soll hier nur noch einmal daran erinnert werden, daß wir psychologisches Wissen nicht primär für Institutionen produzieren wollen, sondern für die "Betroffenen", die dann selbst entscheiden können, ob überhaupt und in welcher Form sie unsere Ergebnisse verwerten wollen.

Daraus ergibt sich als weitere Konsequenz für die Darstellung der Ergebnisse die Forderung nach einer Sprache, die nicht nur für die jeweiligen Experten des Fachgebietes verständlich ist, sondern auch für die "Betroffenen", d.h. für den Personenkreis, von dem man vermuten kann, daß für ihn die Forschungsergebnisse praktisch verwertbar sind. Viele Publikationen der neueren, aber auch der klassischen Psychoanalyse können hier Vorbild sein. Denkbar ist aber auch ein zweigleisiges Verfahren mit getrennten fach- und populärwissenschaftlichen Publikationen.

4.3 Ergänzung, Kompromiß oder Feindschaft?

Die drei hier vorgestellten Psychologien - naturwissenschaftliche, phänomenologische, hermeneutische - unterscheiden sich unter anderem in ihrem Menschenbild, das als Rahmenbedingung ihren Methodologien zugrundeliegt. Diese Menschenbilder sind alle bis zu einem gewissen Ausmaß kontrafaktisch: Das behaviorale Menschenbild widerspricht der Tatsache, daß Menschen nicht nur auf Reize reagieren, sondern gelegentlich auch aktiv und planvoll ihre Situation gestalten. Die reflexiven Subjektmodelle der beiden anderen Psychologien stehen mit der Erscheinung im Widerspruch, daß Menschen ihre Entscheidungen oft nur scheinbar durch eigenes Nachdenken treffen, tatsächlich aber ziemlich blindlings nach gesellschaftlichen Normen handeln bzw., - wenn sie nachdenken, sie dies doch nur nach in einer Kultur bzw. Subkultur weitgehend festgelegten Denkschablonen tun. Dieser kontrafaktische Anteil aller Menschenbilder macht es unmöglich, ihre Berechtigung empirisch zu begründen. Sie werden entweder nur implizit eingeführt und als denknotwendig hingestellt und erhält dann den Charakter einer Ideologie, wie in der naturwissenschaftlichen Psychologie. Oder sie werden explizit behauptet und können dann nur noch moralisch legitimiert werden.

Forscher

Derartige moralische Urteile kann aber auch ein Psychologe nicht wechseln wie ein Hemd. Das ist eine Frage seiner Identität, und zwar nicht nur der, die er selbst wahrnimmt, sondern auch der, die nach außen in Erscheinung tritt, z.B. als Interaktionsstil mit anderen Menschen im allgemeinen und den erforschten Personen im besonderen. Würde dieser Interaktionsstil nicht aus einer Überzeugung erwachsen, sondern eine "aufgesetzte" Technik sein, würde das die erforschte Person sehr bald merken und es käme zu einer Störung der Kommunikation. In der Gesprächspsychotherapie wurde das als Therapeutenvariable der "Echtheit" thematisiert. Psychoanalytiker haben erkannt, daß die Freiheit, die sie dem anderen gewähren, nie über das Maß der inneren Freiheit hinausgehen kann, die in dem Kennen und Akzeptieren der eigenen Bedürfnisse besteht: "Nur in dem Maße, wie ich in meinem eigenen Innern einen brüderlichen Dialog übe und lebe, kann ich nach 'außen' 'Gleichheit' und 'Brüderlichkeit' dialogisch leben."

(SCHMID 1981, 108 - 109). Auch das Kontrollbedürfnis des naturwissenschaftlichen Psychologen (VINNAI 1982) stellt eine Form der Angstabwehr dar (DEVEREUX 1973), welche der Psychologe nicht einfach aufgeben kann wie eine schlechte Gewohnheit.

Alle diese Gründe sprechen dagegen, daß ein Forscher nach Belieben oder aufgrund rationaler Argumentation zwischen den beiden Ansätzen hin und her wechselt. Die gleichen Gründe sprechen auch dagegen, daß ein Paradigmawechsel in der Psychologie aufgrund rationaler Argumentation erfolgt, wie dies ja schon KUHN (1967) im Bereich der klassischen Naturwissenschaften zeigen konnte.

Erforschte Person

Wenn es zu einem fruchtbaren Forschungsdialog kommen soll, muß die erforschte Person ein Vertrauensverhältnis zum Forscher aufbauen. Sie spürt, daß er ihr Zurechnungsfähigkeit, Reflexivität und Handlungsfähigkeit unterstellt. Diese Atmosphäre würde sofort zerstört werden, wenn sich die erforschte Person nur noch als "Datenlieferant" behandelt fühlte. Deshalb ist zumindest ein Wechsel der Psychologien innerhalb des Forschungskontaktes mit einer Person kaum denkbar - es sei denn, eine naturwissenschaftliche Art der Datenerhebung dient nur zum Einstieg in den Forschungsprozeß, in dem eine dialogische Ausgestaltung zumindest der Möglichkeit nach angelegt ist (vgl. unser "Stufenmodell" zum Auffinden von Forschungspartnern, Abschn. 4.1).

Daten

Selbst in einer Psychologie, welche die sog. "kognitive Wende" vollzogen hat, hat man es in der Regel mit "data bruta" zu tun. Sie beziehen ihren Sinn entweder aus einer Objekttheorie, indem behauptet wird, sie seien akzeptable Operationalisierungen aus den theoretischen Konstrukten. Oder der Sinn wird empirisch ermittelt bzw. aufgezeigt, indem im Rahmen von Validitätsstudien der Zusammenhang mit anderen Daten (internen oder externen Kriterien) statistisch nachgewiesen wird. Interpretationen finden also einerseits vor der Datenerhebung statt, das einzelne Datum ist das Ergebnis einer Interpretation und nicht selbst interpretationsbedürftig. Interpretationsbedürftig ist dann andererseits wieder die Menge aller Daten als das "Ergebnis" einer Untersuchung, das - in der Regel über den Zwischenschritt statisti-

scher Kennwerte wie Mittelwerte, Varianzen, Korrelationskoeffizienten usw. - auf die Theorie rückbezogen werden muß.

Dagegen sind Daten dialogischer Forschung grundsätzlich interpretationsbedürftig, da sie als Symbole für Bewußtseinsinhalte betrachtet werden. Sie beziehen ihren Sinn weder aus Theorien, noch aus statistischen Erhebungen, sondern aus dem Kontext des Einzelfalls. Ihr Sinn ist einfach das, was der Datenproduzent - bewußt oder unbewußt - mitteilen will. In diesem Sinn von Sinn sind data bruta sinnlos, solange sie als data bruta betrachtet werden. Und umgekehrt sind die intentionalen Daten der dialogischen Forschung sinnlos für die herrschende Sozialforschung, die nach Operationalisierungen und/oder Validitätsstudien fragt. Das ist ja auch der Grund, warum psychoanalytische Theorien nicht mit Methoden der experimentellen Psychologie überprüft werden können, bzw. die Forscher, die das versuchen, sich dem Vorwurf eines "szientistischen Mißverständnisses" konfrontiert sehen.

Data bruta der naturwissenschaftlichen Forschung und intentionale Daten aus dialogischen Untersuchungen gehören also zwei verschiedenen Realitätsebenen an und sind damit nicht miteinander vergleichbar oder kombinierbar. Das schließt allerdings nicht aus, daß sich Forschungen aus beiden Paradigmen wechselseitig anregen und ergänzen können. Eine Statistik der Schüler-selbstmorde z.B., die eine Häufung um die Zeit der Zeugnisausgabe erkennen läßt, könnte durchaus der Anlaß sein, Dialoge mit Schülern aufzunehmen. Dazu müssen aber die data bruta "Selbstmord" und "Zeugnisausgabe" intentional umgedeutet werden; die Frage ist: Was bedeuten diese Phänomene für den einzelnen Schüler? - Das Beispiel läßt sich wahrscheinlich verallgemeinern: Data bruta sind besonders als Krisenindikatoren u.U. geeignet, dialogische Forschung anzuregen. Data bruta stellen Krisen fest, dialogische Forschungen bringen sie in Gang und führen sie vielleicht auch einer Lösung zu.

Forschungsziele

Das Ziel dialogischer Forschung, die Selbsterkenntnis des Menschen zu fördern und dadurch einen Beitrag zu leisten zu seiner Emancipation und politischen Handlungsfähigkeit, steht tenden-

ziell im Widerspruch zu dem Betreiben der naturwissenschaftlichen Psychologie, menschliches Verhalten zu kontrollieren, zu prognostizieren und sozialtechnisch verfügbar zu machen.

Häufig ist in diesem Zusammenhang der Einwand zu hören, daß ja sich-emanzipierende und politisch handelnde Gruppen selbst den Charakter gesellschaftlicher Institutionen annehmen können (was kaum zu betreiten ist) und in dieser Eigenschaft auch ein technisches Erkenntnisinteresse haben. Z. B. könnte eine Bürgerinitiative daran interessiert sein, ein Flugblatt so zu gestalten, daß es bei den Rezipienten ein erwünschtes Verhalten auslöst - und sei es nur das, das Flugblatt nicht ungelesen wegzuwerfen. Wie schwer dieses Argument wiegt (ganz von der Hand zu weisen ist es wohl nicht), hängt von den politischen Zielen der Gruppe ab. Bestehen sie im wesentlichen darin, in der Zielgruppe Reaktionen oder einfache Handlungen (etwas zu lesen, eine bestimmte Partei zu wählen) auszulösen, ist ein technisches Erkenntnisinteresse gegeben; bestehen die politischen Ziele jedoch darin, komplexere Handlungen, Reflexionsprozesse u.ä. in Gang zu bringen, läßt sich dies wahrscheinlich nur im Schneeballsystem direkter persönlicher Kontakte erreichen. Die Homosexuellen- und Frauenbewegungen liefern Beispiele dafür, daß sich die Ideen solcher Minderheiten nicht aufgrund professionell ausgearbeiteter Werbekampagnen ausbreiten, sondern - wie das MOSCOVICI (1981) beschrieben hat - eher unterschwellig wie eine Epidemie: "Die abweichenden Botschaften ... zirkulieren während einer gewissen Zeit, breiten sich im Sozialkörper aus, anscheinend ohne daß sich etwas verändert oder ... daß eine Veränderung bemerkt würde ... Die Effekte des verborgenen Einflusses werden für alle erst dann offensichtlich, wenn die Inkubationszeit beendet ist. Dann erscheinen die neuen - aber auch verbotenen - Ideen und Verhaltensweisen plötzlich an der Oberfläche mit einer Geschwindigkeit, die alle, Staatsmänner, Öffentlichkeit und Wissenschaftler, überrascht. Nichts deutete darauf hin, niemand hat sie kommen sehen".

Schlußfolgerungen

Heißt das nun, daß wir den ungeheuren Theorienwirrwarr, den die naturwissenschaftliche Psychologie angehäuft hat und mit wachsender Geschwindigkeit weiter anhäuft, getrost vergessen können? Ich meine "nein". Denn ein Wirrwarr ist es nur so lange, als man

an der Fiktion irgendeiner Art von empirischer Überprüfbarkeit von Theorien festhält. Aber man kann diese Ansammlung von Wissen auch in ganz anderer Funktion sehen. GERGEN (1981) führt aus, daß ihr "... wirkliches Potential vielmehr darin liegt, neue und nützliche Formen des Verstehens beizusteuern Wir müssen uns klar darüber werden, wie bedeutsam Theorien und empirische Erläuterungen für die Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der Menschen sind. Unsere Theorien sollten diese Möglichkeiten vergrößern. Wir sollten Ideen anbieten, mit deren Hilfe Menschen ihre persönlichen Spielräume erweitern können, mit denen sie Probleme auf neue Art lösen und Dinge in neuem Licht sehen können". Diese Funktion erfüllen Theorien und Operationalisierungen ihrer Konstrukte aber auch dann, wenn sie nicht empirisch überprüft werden können. "Was nämlich die Vorhersage und Kontrolle von Verhalten anbetrifft, sind die psychologischen Theorien heute nicht besser als um die Jahrhundertwende. Empirische Forschung trägt nicht als solche zu einer Vermehrung des Wissens bei und kann das auch prinzipiell nicht tun". Ohnehin "gibt es in der Wissenschaftstheorie ... heute kaum noch einen wichtigen Denker, der sich der Annahme verschreibt, daß sich Wissen durch empirische Forschung vermehren läßt". Anstelle der bisher üblichen Kriterien empirischer Forschung sollte man den Wert einer Theorie nach "generativen Kriterien" beurteilen, d.h. danach, "ob sie in der Lage ist, allgemeine Annahmen zu unterminieren und Alternativen anzubieten, ... herrschende Ideen infragezustellen und neue Handlungsmöglichkeiten zu entwerfen". So gesehen, haben selbst psychologische Experimente ihre Berechtigung - wenn man die Hoffnung begräbt, damit die Geltung einer Theorie überprüfen zu können und sie stattdessen "als Illustrationen ansieht, als Mittel, um theoretische Interpretationen plausibler zu machen, interessanter, herausfordernder" (GERGEN 1981).

Dem bleibt lediglich hinzuzufügen, daß ich den Begriff "empirisch" in einem umfassenderen Sinn verstehe als GERGEN (1981), nämlich als "auf Erfahrung beruhend". Dann ist eine dialogische Hermeneutik oder Phänomenologie viel "empirischer" als die herrschende "methodologie, die nur zerstückelte, reduzierte, aus dem konkreten Lebenszusammenhang gerissene Erfahrung verwerten kann. Und jene umfassendere Form der Empirie sollte schon in der Lage sein, "unser Wissen zu vermehren", nämlich mit generativen Theorien.

Inhalt
(Feingliederung)

Zusammenfassung	1
1. Wissenschaftstheoretische Überlegungen	2
1.1 Psychologie heute: Kritik ohne Folgen	2
1.2 Normative Finalisierung	6
1.3 Psychologie und gesellschaftlicher Wandel	9
1.3.1 Gesellschaftlicher Wandel durch Maßnahmen oder Tätigkeiten?	9
1.3.2 Aktive und reaktive Tätigkeit: Handlung und Reaktion	11
1.3.3 Maßnahmen sollen Reaktionen auslösen oder Handeln verhindern	12
1.3.4 Welche Psychologie für welche gesellschaftliche Praxis?	13
1.3.5 Schlußfolgerungen	16
2. Erkenntnistheoretische Grundlagen	19
2.1 Epistemologische Objekttheorien	19
2.1.1 Grundzüge phänomenologischer Erkenntnis Gegen die "Theoriegeleitetheit der Erfahrung"	19
Wesensschau	24
Inhalt und Modus der Erfahrung	26
2.1.2 Grundzüge hermeneutischer Erkenntnis	29
Subjektive und objektivierte Symbolsysteme	31
Teilnahme und Distanzierung	33
Erklären und Verstehen	36
2.2 Einige Aspekte einer epistemologischen Metatheorie	44
2.2.1 Das Verzerrungsargument und seine Lösungsversuche in Phänomenologie und Hermeneutik	46
Exkurs: Psychoanalyse als psychologische Metatheorie	47
2.2.2 Die Rolle der Interpretation in den Erkenntnis- theorien	48
Einengung des Interpretationsspielraumes: nomothetische Psychologie	49
Erweitern des Interpretationsspielraumes in der hermeneutischen Erkenntnistheorie	50
Elimination der Interpretation in der phänomenologischen Erkenntnistheorie	51
2.2.3 Monologische und dialogische Erkenntnis	53
2.2.4 Wahrheitskriterien	58
3. Spezielle dialogische Forschungsmethoden	68
3.1 dialogische Phänomenologie	68
3.1.1 Die Gesprächspsychotherapie als Paradigma einer dialogischen Phänomenologie	68
Methode	69
Das Menschen- und Weltbild der Gesprächspsychotherapeuten	73
Das gesellschaftskritische Potential der Gesprächspsychotherapie	75
3.1.2 Dialogische Phänomenologie als Forschungsmethode	77
Grundannahmen und Zielsetzungen unseres eigenen Ansatzes	79
Methode	84
3.2 Dialogische Hermeneutik	87
3.2.1 dialogisch-hermeneutische Untersuchungen anderer Autoren	88
3.2.2 Grundannahmen und Zielsetzungen unseres eigenen Ansatzes	92

3.2.3 Methodik	97
Fragestellung	97
Untersuchungssituation	97
Gesprächsregeln	99
3.2.4 Spezielle Methoden	100
Die Struktur- lege -Technik nach SCHEELE & GROEBEN	100
Assoziationsmethode und unscharfe Begriffe	104
Gruppendiskussion	108
Hermeneutik objektivierter Symbolsysteme	112
4. Allgemeine methodische Fragen dialogischer Forschung	115
4.1 Ein Stufenmodell zum Auffinden von Forschungspartnern ..	115
4.2 Auswertung und Darstellung der Ergebnisse	117
Einzelfalldarstellung	117
Datenreduktion	117
Repräsentativität, Relevanz, Realitätshaltigkeit	117
Kontextabhängigkeit	118
Prozeßcharakter der Ergebnisse	119
Wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Publikation	119
4.3 Ergänzung, Kompromiß oder Feindschaft?	120
Forscher	120
Erforschte Person	121
Daten	121
Forschungsziele	122
Schlußfolgerungen	123
Literatur	125

Literatur

- AHRENS, H.J. (1974): Multidimensionale Skalierung. Weinheim: Beltz
- ARBEITSGRUPPE BIELEFELDER SOZIOLOGEN (1976): Kommunikative Sozialforschung. München: Fink
- ARONSON, E. & J.M. CARLSMITH (1968): Experimentation in social psychology. In G. LINDZEY & E. ARONSON (eds.): Handbook of Social Psychology, Bd. 2, Reading (Mass.), 1 - 79
- BERGER, H. (1981) Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Frankfurt: Syndikat
- BLANKENBURG, W. (1975): Was heißt "erfahren"? In A. METRAUX & C.F. GRAUMANN (Hrsg.): Versuche über Erfahrung. Bern: Huber, 9 - 20
- BÖHME, G., W. van den DAELE, R. HOHLFELD, W. KROHN, W. SCHÄFER & T. SPENGLER (1978): Die gesellschaftliche Orientierung des wissenschaftlichen Fortschritts. Frankfurt: Suhrkamp
- BÖHME, G., W. van den DAELE & W. KROHN (1973): Die Finalisierung der Wissenschaft. Zeitschrift für Soziol. 2, 128 - 144
- BRUDER, K.-J. (Hrsg.; 1973): Kritik der bürgerlichen Psychologie. Frankfurt: Fischer-Taschenbuch
- BRÜCKNER, P. & A. KROVOZA (1972): Was heißt Politisierung der Wissenschaft und was kann sie für die Sozialwissenschaften heißen? Frankfurt: Europ. Verl.-Anst.
- BUBER, M. (1979): Das dialogische Prinzip. Heidelberg: Schneider
- BÜHLER, K. (1927): Die Krise der Psychologie. Jena: G. Fischer
- BURKARDT, F. (1965): Fahrbahn, Fahrzeug und Fahrverhalten. In HOYOS, C. Graf (Hrsg.): Psychologie des Straßenverkehrs. Bern: Huber, 135 - 172
- COHN, R.C. (1974): Zur Grundlegung des themenzentrierten interaktionellen Systems. Gruppendynamik 5, 150 - 159
- DEVEREUX, G. (1976): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt: Ullstein
- DORFMAN, E. (1973): Spieltherapie. In CARMICHAEL (Hrsg.): Die Rogers Therapie. München: Kindler, 219 - 254
- EGIDI, K. & G. BÜRGER (1981): Das Gefühl der Befriedigung. Reinbek: Rowohlt
- ESSER, P. (1978): Erlebnisaktivierung in der Psychotherapie. In H. BOMMERT & H.-D. DAHLHOFF (Hrsg.): Das Selbsterleben (experiencing) in der Psychotherapie. München: Urban & Schwarzenberg, 129 - 187
- FIEDLER, P.A. & G. HÖRMANN (Hrsg., 1978): Aktionsforschung in Psychologie und Pädagogik. Darmstadt: Steinkopff
- FRICZEWSKI, F. (o.J., ca 1981): Industriearbeit und Herzinfarkt - Fallstudien zum Bewältigungshandeln. Berlin: Unv. Mskr.
- GALLIKER, M. (1980): Arbeit und Bewußtsein. Frankfurt: Campus
- GERGEN, K.J. (1981): Kreatives Mißtrauen gegenüber dem Akzeptablen. Psychologie heute 8, 59 - 65
- GRAUMANN, C.F. (1960): Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität. Berlin: De Gruyter

- GRAUMANN, C.F. (1965): Die Dynamik von Interessen, Wertungen und Einstellungen. Hdb. d. Psychol., Bd. 2, Teil II: Motivation. Göttingen: Hogrefe, 272 - 305
- GRAUMANN, C.F. (1980): Verhalten und Handeln - Probleme einer Unterscheidung. In SCHLUCHTER (Hrsg.): Verhalten, Handeln und System. Frankfurt: Suhrkamp, 16 - 31
- GRAUMANN, C.F. & A. METRAUX (1977): Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie. In K.A. SCHNEEWIND (Hrsg.): Wissenschaftstheoretische Grdl. der Psychologie. München: Reinhard, 27 - 54
- GROEBEN, N. (1975): Gestalttheorie als Irrationalismusbasis? In S. ERTEL, L. KEMMLER & M. STADLER (Hrsg.): Gestalttheorie in der modernen Psychologie. Darmstadt: Steinkopff, 134 - 145
- GROEBEN, N. & B. SCHEELE (1977): Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Steinkopff: Darmstadt
- HABERMAS, J. (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In J. HABERMAS & N. LUHMANN (Hrsg.): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt: Suhrkamp, 142 ff
- HABERMAS, J. (1973): Kultur und Kritik. Frankfurt: Suhrkamp
- HABERMAS, J. (1971): Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik. In J. HABERMAS, D. HENRICH & J. TAUBES (Hrsg.): Theorie-Diskussion: Hermeneutik und Ideologiekritik. Frankfurt: Suhrkamp 120 - 159
- HENNE, H. & H. REHBOCK (1979): Einführung in die Gesprächsanalyse. Berlin: De Gruyter
- HERRMANN, T. (1962): Die Phänomenologie als kritische Methode. Ber. 16. intern. Kongr. f. Psychol. Amsterdam, 522 - 527
- HERZBERG, F. (1966): Work and the nature of man. New York: Crowell
- HOLZKAMP, K. (1972): Kritische Psychologie. Frankfurt: Fischer-Taschenbuch
- HORN, K., C. BEIER & D. KRAFT-KRUMM (1981): Gesundheitsverhalten und Krankheitsgewinn bei sozial Unterprivilegierten. Zwischenbericht für ein Forschungsprojekt. Frankfurt: Univ. Mschr.
- HUSSERL, E. (1962, Orig. 1925): Phänomenologische Psychologie. Den Haag: Nijhoff
- KAMINSKI, G. (1981): Überlegungen zur Funktion von Handlungstheorien in der Psychologie. In H. LENK (Hrsg.): Handlungstheorien - interdisziplinär. Bd. 3, 1. Halbband, 93 - 121
- ILLICH, I. (1973): Entschulung der Gesellschaft. Reinbek: Rowohlt
- JUNK, R. & N.R. MÜLLERT (1981): Zukunftswerkstätten. Hamburg: Hoffmann & Campe
- KLAUS, G. & M. BUHR (1972): Philosophisches Wörterbuch, Nachdruck der 7. Originalausgabe Reinbek: Rowohlt
- KOMMUNISTISCHER BUND WESTDEUTSCHLAND (1974) Programm und Statut Mannheim: Kühl
- KROPF, D. (1976): Grundprobleme der Gesprächspsychotherapie. Göttingen: Hogrefe

- KUHN, T.S. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt: Suhrkamp
- KUHN, T.S. (1977): Die Funktion des Messens in der Entwicklung der physikalischen Wissenschaften. In L. KRÜGER (Hrsg.): Erkenntnisprobleme der Naturwissenschaften. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 254 - 307
- KVALE, S. (1977): Lernpsychologie als Ideologie und Technologie. Psychol & Gesellsch.-Kritik 1, 143 - 175
- KWIATKOWSKI, E. (1980): Psychotherapie als subjektiver Prozeß. Weinheim: Beltz
- LEITHÄUSER, T. (1976): Formen des Alltagsbewußtseins. Frankfurt: Campus
- LEITHÄUSER, T. & B. VOLMERG (1977): Die Entwicklung einer empirischen Forschungsperspektive aus der Theorie des Alltagsbewußtseins. In LEITHÄUSER et al., 11 - 159
- LEITHÄUSER, T. & B. VOLMERG (1979): Anleitung zur empirischen Hermeneutik. Frankfurt: Suhrkamp
- LEITHÄUSER, T., B. VOLMERG, G. SALJE, U. VOLMERG & B. WUTKA (1977): Entwurf zu einer Empirie des Alltagsbewußtseins. Frankfurt: Suhrkamp
- LORENZ, K. (1972): Der dialogische Wahrheitsbegriff. Neue Hefte f. Philos. 2/3, 111 - 123
- LORENZER, A. (1974): Die Wahrheit psychoanalytischer Erkenntnis. Frankfurt: Suhrkamp
- LORENZER, A. (1977): Sprachspiel und Interaktionsform. Frankfurt: Suhrkamp
- LORENZER, A. (1980): Mündlicher Diskussionsbeitrag auf der Tagung des Arbeitskreises "politische Psychologie" der DVPW am 12./13. 4. 1980 in Frankfurt
- MENGES, G. (1976): Deskription und Inferenz. Allg. Stat. Arch. 60, 290 - 319
- MENNE, K. (1976): Kommunikation und Exkommunikation. Zur Rekonstruktion praktischer Kritik. In K. MENNE, M. LOOSER, A. OSTERLAND, K. BREDE & E. MOERSCH: Sprache, Handlung, Unbewußtes. Kronberg: Athenäum, 13 - 72
- MERTENS, W. (1975): Sozialpsychologie des Experiments. Hamburg: Hoffmann & Campe
- MERTENS, W. & G. FUCHS (1978): Krise der Sozialpsychologie? München: Ehrenwirth
- MOSCOVICI, S. (1981): Bewußte und unbewußte Einflüsse in der Kommunikation. Z. Soz.-Psychol. 12, 93 - 103
- MOSER, H. (1977 a): Methoden der Aktionsforschung. München: Kösel
- MOSER, H. (1977 b): Praxis der Aktionsforschung. München: Kösel
- MULKAY, M. (1974): Einige Aspekte kulturellen Wachstums in den Naturwissenschaften. In P. WEINGART (Hrsg.): Wissenschaftssoziologie 2 - Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung. Frankfurt: Athenäum Fischer Taschenbuch, 76 - 102
- OEVERMANN, U., T. ALLERT, H. GRIPP, E. KONAU, J. KRAMBECK, E. SCHRÖDER-CAESAR & Y. SCHÜTZE (1977): Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion. In M. AUWÄRTER, E. KIRSCH & K. SCHRÖTER (Hrsg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt: Suhrkamp, 371 - 403

- OEVERMANN, U., T. ALLERT, E. KONAU & J. KRAMBECK (1979): Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H.-G. SOEFFNER (Hrsg.): Interpretation und Methode in den Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler
- OPP, K.-D. (1973): Methodologie der Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt
- ORTH, B. (1974): Einführung in die Theorie des Messens. Stuttgart: Kohlhammer
- PAULS, W. (1978): Vom Ende des psychologischen Fest-Stellens. Gruppendynamik 9, 23 - 41
- POPPER, K.R. (1966, Orig. 1934): Logik der Forschung. Tübingen: Mohr
- RADTKE, F.-O. (1981): Pädagogische Konventionen - Zur Topik eines Berufsstandes. Bielefeld: Univ. Mskr.
- REINKE-KÖBERER, E. (1980): Systematisch-methodische Berücksichtigung von Selbstreflexion in einem Sozialforschungsprojekt. Univ. Mskr., vorgetragen auf der Tagg. des Arbeitskreises "Politische Psychologie" in der DGPW in Frankfurt am 12./13. 4. 1980
- RIEGEL, K. (1980): Grundlagen der dialektischen Psychologie. Stuttgart: Klett-Kotta
- ROGERS, C.R. (1951): Client-centered therapy. Boston: Houghton Mifflin
- ROGERS, C.R. (1973): Die klient-bezogene Gesprächstherapie. München: Kindler
- ROHRACHER, H. (1963): Vorwort in K. BÜHLER: Die Krise der Psychologie, 3. Aufl. Stuttgart: Fischer
- SCHÄFER, W. (1978): Normative Finalisierung. In BÖHME et al., 377 - 415
- SCHEELE, B. (1980): Subjektive Theorien über Ironie. Ber. aus d. Psychol. Inst. Heidelberg. Disk.-Papier Nr. 21
- SCHEELE, B. & N. GROEBEN (1979): Zur Rekonstruktion von subjektiven Theorien mittlerer Reichweite. Ber. aus d. Psychol. Inst. Heidelberg. Disk.-Papier Nr. 18
- SCHMID, H. (1981): Jeden gibt's nur einmal. Stuttgart: Krenz
- SENDER, V.L. (1978): The future of psychology and the psychology of the future. In M. WERTHEIMER & L. RAPPOPORT (eds.): Psychology and the problems of today. Scott, Foresman & Co, 414 - 421
- SOMMER, J. & F. PETERMANN (1978): Deskriptive und präskriptive Aussagen in einem Fragebogen zur Beurteilung akademischer Lehrveranstaltungen. Z. Entw.-Psychol. u. päd. Psychol. 10, 336 - 346
- SPRUNG, L. (1979): Grundlagen der Methodik - integrative Überlegungen zum Stand der Methodik und zur Entwicklung einer allgemeinen Methodentheorie. Probl. u. Erg. d. Psychol. 70, 5 - 24
- STEGMÜLLER, W. (1973): Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und analytischen Philosophie. Bd. 2: Theorie und Erfahrung. 2. Halbband: Theoriestrukturen und Theoriendynamik. Berlin: Springer

- STEGMÜLLER, W. (1979): Walther von der Vogelweides Lied von der Traunliebe und Quasar 3C273. In W. STEGMÜLLER: Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel. Stuttgart: Reclam, 27 - 86
- STREIFFELER, F. (1980): Aspekte des Guppeninterviews. Univ. Mskr. (ohne Ort)
- TAUSCH, R. (1974): Gesprächspsychotherapie. Göttingen: Hogrefe
- TAYLOR, C. (1975): Erklärung und Interpretation in den Wissenschaften vom Menschen. Frankfurt: Suhrkamp
- THOLE, U., H.-J. ZIMMERMANN & P. ZYSNO (1979): On the suitability of minimum and product operators for the intersection of fuzzy sets. Fuzzy Sets & Systems 2, 167 - 180
- VINNAI, G. (1982): Über die Unmöglichkeit psychologischer Reflexion in der Psychologie. Vortrag in einer Ringvorlesung des Studiengangs Psychologie an der Universität Bremen am 26. 1. 82. Univ. Mskr.
- VOLMERG, U. (1977): Kritik und Perspektiven des Gruppendiskussionsverfahrens in der Forschungspraxis. In LEITHÄUSER et al. 184 - 217
- VOLMERG, B., T. LEITHÄUSER & E. SENGHAAS-KNOBLOCH (1981): Arbeits- erfahrung und Bewußtseinsbildung. Eine sozialpsychologische Untersuchung über die subjektive Bedeutung der Arbeit in sozialen Problemsituationen. Univ. Forschungsber. Bremen
- WELLEK, A. (1959): Der Rückfall in die Methodenkrise und ihre Überwindung. Göttingen: Hogrefe
- WOTTAWA, H. (1980): Allgemeine Aussagen in der psychologischen Forschung: Eine Fiktion. Vortrag auf dem Kongreß der DGfP 1980 in Zürich
- WRIGHT, G.H.v. (1974): Erklären und Verstehen. Frankfurt: Athenäum Fischer Taschenbuch
- ZADEH, A. (1965): Fuzzy sets. Information & Control, 338 - 353

Bisher erschienene Berichte aus dem

Psychologischen Institut der Universität Heidelberg

Diskussionspapier Nr. 1: GROEBEN, N.: Vom behavioralen zum epistemologischen Subjektmodell: Paradigmawechsel in der Psychologie? September 1975

Diskussionspapier Nr. 2: MÖBUS, C. & SIMONS, H.: Zur Fairness psychologischer Intelligenztests gegenüber ethnischen und sozialen Gruppen: Kritik klassischer Konzepte. Oktober 1975

Diskussionspapier Nr. 3: WOTTAWA, H.: Skalenprobleme bei probabilistischen Meßmodellen. März 1976

Diskussionspapier Nr. 4: TREIBER, B. & PETERMANN, F.: Zur Interaktion von Lernermerkmalen und Lehrmethoden: Rekonstruktion und Normierung des ATI-Forschungsprogramms. April 1976

Diskussionspapier Nr. 5: MÖBUS, C. & WALLASCH, R.: Zur Erfassung von Hirnschädigungen bei Kindern: Nichtlineare Entscheidungsregeln auf der Basis von Veränderungsmessungen. August 1976

Diskussionspapier Nr. 6: SCHEELE, B. & GROEBEN, N.: Voraussetzungs- und zielspezifische Anwendung von Konditionierungs- vs. kognitiven Lerntheorien in der klinischen Praxis. Dezember 1976

Diskussionspapier Nr. 7: MÖBUS, C.: Zur Analyse nichtsymmetrischer Ähnlichkeitsurteile: Ein dimensionales Driftmodell, eine Vergleichshypothese, TVERSKY's Kontrastmodell und seine Fokushypothese. Juni 1977

Diskussionspapier Nr. 8: SIMONS, H. & MÖBUS, C.: Veränderung von Berufschancen durch Intelligenztraining. Juli 1977

Diskussionspapier Nr. 9: BRAUNMÜHL, C. v. & GRIMM, H.: Zur Kommunikationspsychologie: Über Versuche der methodischen Konstitution eines genuin humanwissenschaftlichen Forschungsansatzes zur Entwicklung der Verständigungsfähigkeit. November 1977

Diskussionspapier Nr. 10: HOFER, M.: Entwurf einer Heuristik für eine theoretisch geleitete Lehrer- und Erzieherbildung. November 1977

Diskussionspapier Nr. 11: SCHEIBLER, D. & SCHNEIDER, W.: Probleme und Ergebnisse bei der Evaluation von Clusteranalyse-Verfahren. Juni 1978

Diskussionspapier Nr. 12: SCHEELE, B.: Kognitions- und sprachpsychologische Aspekte der Arzt-Patient-Kommunikation. September 1978

Diskussionspapier Nr. 13: TREIBER, B. & SCHNEIDER, W.: Mehrebenenanalyse sozialstruktureller Bedingungen schulischen Lernens. Oktober 1978

Diskussionspapier Nr. 14: AHRENS, H.-J. & KORDY, H.: Möglichkeiten und Grenzen der theoretischen Aussagekraft von multidimensionalen Skalierungen bei der Untersuchung menschlicher Informationsverarbeitung. Teil I: Formale und wissenschaftstheoretische Grundlagen. März 1979

Diskussionspapier Nr. 15: GROEBEN, N.: Entwurf eines Utopieprinzips zur Generierung Psychologischer Konstrukte. Juni 1979

Diskussionspapier Nr. 16: WEINERT, F.E. & TREIBER, B.: School Socialization and cognitive development. Juni 1979

Diskussionspapier Nr. 17: GUNDLACH H.: Inventarium der älteren Experimentalapparate im Psychologischen Institut Heidelberg sowie einige historische Bemerkungen. 1978

Diskussionspapier Nr. 18: SCHEELE, B. & GROEBEN, N.: Zur Rekonstruktion von subjektiven Theorien mittlerer Reichweite. Eine Methodik-Kombination von halbstandardisiertem Interview (einschließlich Konfrontationstechnik) und Dialog-Konsens über die Theorie-Rekonstruktion mittels der Struktur-Lage-Technik (SLT). Dezember 1979

Diskussionspapier Nr. 19: GLOGER-TIPPELT, G.: Subjektive Theorie von Frauen über ihre erste Schwangerschaft: Theoretische Konzepte und methodische Möglichkeiten. Januar 1980

Diskussionspapier Nr. 20: KÄMMERER, A.: Das Konzept 'psychotherapeutische Strategie' am Beispiel des Problemlösens. Juli 1980

Diskussionspapier Nr. 21: SCHEELE, B.: (unter Mitarbeit von B. Tuschen und C. Maier): Subjektive Theorien über Ironie - als Heuristik für einen wissenschaftlichen Hypothesenkörper. August 1980

Diskussionspapier Nr. 22: TREIBER, B.: Erklärung von Förderungseffekten in Schulklassen durch Merkmale subjektiver Unterrichtstheorien ihrer Lehrer. Oktober 1980

Diskussionspapier Nr. 23: RÖHRLE, B. & KOMMER, D.: Handlungstheoretische Betrachtungen zur primären Prävention psychischer Störungen. Februar 1981

Diskussionspapier Nr. 24: VOIGT, F.: Die Entwicklung des Zahlbegriffs. Teil I: Entwicklungslinien des Zahlbegriffs im Vorschulalter: Übersicht über theoretische Probleme und empirische Untersuchungen, mit einer Bibliographie zur Zahlbegriffsentwicklung. Teil II: Entwicklungslinien des Zahlbegriffs im Vorschulalter: Deskriptive Untersuchung des kindlichen Zahlverständnisses und verwandter Konzepte. April 1981

- Diskussionspapier Nr. 25: SCHNEIDER, G. & WEIMER, E.: Aspekte der Kategorisierung städtischer Umwelt - Eine empirische Untersuchung. Juni 1981
- Diskussionspapier Nr. 26: SCHNEIDER, W. & SCHEIBLER, D.: Zur Evaluation numerischer Klassifikation: Probleme beim Vergleich von Clusteranalysen. August 1981
- Diskussionspapier Nr. 27: DRINKMANN, A. & GROEBEN, N.: Techniken der Textorganisation zur Verbesserung des Lernens aus Texten: Ein metaanalytischer Überblick. November 1981
- Diskussionspapier Nr. 28: Graumann, C.F.: Theorie und Geschichte. November 1982, Historische Reihe Nr. 1
- Diskussionspapier Nr. 29: WOODWARD, W.R.: From the Science of Language to *Völkerpsychologie*: Lotze, Steinthal, Lazarus, and Wundt. November 1982, Historische Reihe Nr. 2